



Oberschlesien
in der
Dichtung
eine Archologie
herausgegeben
von
Hugo Regel.

Finanzamt Oppeln

24 63.

Oberschlesien

in der

Dichtung.

—◆—
Eine

Anthologie

herausgegeben von

Hugo Kegel.



Verlag von G. Siwinna, Kattowitz.

Finanzamt Oppeln

9053/54

#SL762

134998
I

Instytut Śląski

L. 51 dal 1



Inhalts-Angabe.

Geleitwort.	Seite
Der Muse Ruf	1
Albers, Paul, Kaisergruß	9
Oberschlesien.	11
An meine Heimath	13
Der verwandelte Franziskanermönch	15
St. Annaberg bei Kosel	18
An die Dorfkirche bei Bujakow	19
Polnische Volkslieder:	
1) Der Treulose	21
2) Der Krug.	22
3) Unglückliche Liebe.	24
Baehr, Paul, Der Kapitän der Elbe.	26
Barsch, Paul, Der Treue Lohn.	62
Barthel, G. Emil, Odersfahrt	28
Bartholomäus, N., An Oberschlesien.	30
Biberfeld, Carl, Emin Pascha	255
Döhler, Gottfried, Das Galmei-Weilchen	33
Sichendorff, Jos. Freiherr v., Glück auf!	34
Der Polack	35
Das zerbrochene Klinglein	36
An meinen Bruder:	
1) Heimweh	37
2) Nachklang	38

Erbrich, G., Aus dem Polnischen:	Seite
1) Die tapfere Landwehr	40
2) Treue Liebe	42
3) Nun laß mich scheiden	43
4) Der säumige Bräutigam	44
5) Immer bereit	45
6) Zigeunerlieder	46
7) Vieder der Waise	47
8) " " "	48
9) " " "	49
10) " " "	50
Feldhuf, Friedrich, Lied der Oberschlesier	52
Fischer-Gesellhofen, Julius, Drei Adler	55
Freitag, Alfr., Die Sachsenländerinnen	65
Der Martätschen Bauer	67
Freyhan, Adolf, Mein Hüttenmeister	68
Freytag, Gustav, Das Schmugglermädchen	70
Frommelt, Gustav, Der verfallene Schacht	74
Gottberg, Adelaide v., Schlesien	78
Grotowski, Paul, Ein Dichtergrab	80
Heinzel, Max, Gefang der Bergknappen	82
Mei überschläsches Weibel	84
Oberschlesier in der Fremde	86
Hoffmann v. Fallersleben, Aus dem Polnischen:	
1) Krieg bei Ratibor	88
2) Warnung	90
3) Nur sie ist todt	92
4) Hin sind meine frohen Tage	94
5) Wen doch beweinst Du	95
6) O weine nicht um mich	96
Ein Blatt auf Rogers Grab	98

	Seite
Jaffa, Eugen, Geschenk	99
Juraschet, Heinrich, Verlorenes Heim	101
Justinius, Oscar, Die einzige Post	103
Kegei, Hugo, Gruß an Oberschlesien	106
Meiner Vaterstadt	109
Den Lehrern Oberschlesiens	111
In tiefster Noth	116
Kern, Marie, Der ober-schlesische Dichter	118
Klaufmann, A. Oskar, Verschüttet, Skizze aus dem Bergmannsleben	121
Die ersten Schüße. (Eine Jugend= Erinnerung).	129
Klings, C., Aus 'm Rothkästelgebirge.	136
De Darmuth	137
Kobel, Oskar, Ober-Glogauer Wein	138
Lee, Heinrich, Das Kaltwerk	140
Loewe, Margarethe, Alexandre Dumas fils	148
Nowag, Emil, Walther, Dein Bild	161
Opitz, Die Weiber von Gleiwitz	162
Ring, Max, Aus Oberschlesien: (1887 während des Hungertyphus)	
1) Die Kartoffel-Ernte	166
2) Der arme Bauer	168
3) Der Bekurant	170
4) Der Bettelknabe	171
5) Das Crucifix	172
Mittershaus, Emil, Für Oberschlesien 1880	173
Ronge, Johannes, Ahnung, 1843	176
Sallet, Friedr. v., Der-Heimath Heerd	177

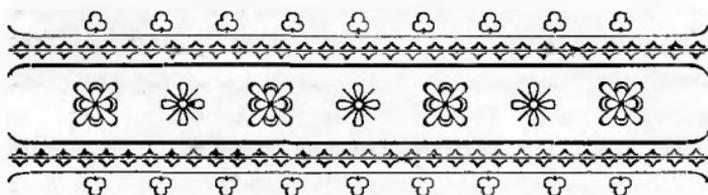
	Seite
Schell, C. F., Das Galmeiveilchen	180
Schiering, Robert, Zwiegespräch und	182
Lied aus einem Festspiel	185
Schweizer, Leopold, Vom bösen Herzog von	187
Oppeln	187
Sittensfeld, Ludwig, Oberschlesische Sagen	194
Speier, Paul, Kulturhistorische Skizze	205
Stanislas, A., An Eichendorff's Grabe in Reiffe	211
Sachfengänger	213
Schlesierland	215
Das Forsthaus	217
Streit, Alfr., Das polnische Teufelchen	219
Tomasewsky, Viktor, Am Zigeunerfeuer	222
St. Barbara	225
Bergfage	227
Tschörner, Alfr., Knappenlieder I	229
" " II	231
" " III	232
Im Hüttenwerk	233
Utschuer, K. K. W. (Chrusen), Oberschlesische	
Typen. (Aus „Eine Pfingstfahrt“)	
1) Peß	237
2) Sonntagmorgen	238
3) Vor Gericht	239
Walban, Max, Die Gypsgruben bei Dirschel	241
Das Schachtmärchen	242
Lerche und Bergmann	245
Die Magd	246
Weber-Rumpe, Hugo, Aus dem Hüttenrevier	247

Wilhelm, Karl, Soldatenlieder:	Seite
1) Suldoatenliebe	249
2) Landwehr	253

Anhang.

Dank- und Heildigungs-Adresse der Frau Oppolia, anonym	260
Glück auf! (1829), Karl Schall	262
Sucht mich zu Patsche, Dialektgedicht, Jüttner	263
24 polnische Sprichwörter der Oberschlesier, Joseph Lompa	266
Oberschlesisches Landwehrlied, 1866, Elsner v. Gronow . . ,	268
Die goldene Ente zu Lost, oberöchl. Sage, R. R.	270
Das Wappen der Schaffgotsche, W. Ziehnert .	271

Biographische Notizen	273—298
--	----------------



Geleitwort.

Tiefe Rührung ergreift mich, nun ich die Feder zur Hand nehme, um dem letzten, dem Lieblingswerke meines verstorbenen edlen Freundes, des Dichters H u g o K e g e l, einige Worte voranzuschicken. Weiß ich doch, mit welchem Feuereifer er gerade an dieses Werk ging, in dem er seiner oberschlesischen Heimath für alle Zeiten ein litterarisches Denkmal setzen wollte! Weiß ich doch, mit welcher Arbeitsfreudigkeit er daran schuf, und mit welcher seinem Wesen sonst nicht eignen Energie er all die Schwierigkeiten besiegte, die sich ihm entgegenstellten. Und nun — endlich ist das Buch vollendet, in prächtigem Gewande tritt es stolz in die Welt, — aber er, der es plante und schuf, der mühsam Steinchen auf Steinchen zusammentrug — er ruht schon zwei Jahre im kühlen Grabe, im Grabe, das immer noch von den Thränen seiner herrlichen Lebensgefährtin in schier nicht endenwollendem Schmerze benetzt wird.

Es war keine kleine Aufgabe, die sich Hugo Kegel gestellt hatte, seiner Heimath auch in der deutschen Litteratur ein Bürgerrecht zu verschaffen. Er konnte sich auf keinen Vorgänger beziehen; noch nie war ein solcher Versuch gemacht worden. Daß Oberschlesien reich an werthvollen Industrieproducte, daß es Kohle, Eisen und Kalk liefert, das weiß man, — aber Oberschlesien — und Poesie, das scheinen Dinge, die nicht zu einander gehören! Glaubt man doch im Westen Deutschlands noch hent allen Ernstes, daß dort Barbaren haufen! Allerdings herrscht in einem großen Theile des Gebietes die polnische Sprache, allerdings ist erst seit Anfang des Jahrhunderts eine geregelte preussische Verwaltung eingeführt! Allerdings stand eine Mehrzahl der ländlichen Bevölkerung lange etwas abseits von der Cultur und Göthe mochte nicht ganz ohne Berechtigung am 4. September 1790 jenes herbe Wort an die Knappschaft zu Carnowitz richten, das ihm von den Oberschlesiern so sehr verübelt worden ist. Da diese Verse zugleich wohl auch die erste Erwähnung Oberschlesiens in der deutschen Litteratur sind, so mögen sie hier Platz finden:

fern von gebildeten Menschen, am
Ende des Reiches, wer hilft Euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen an's
Licht?

Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führt
die Beiden

Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde
verwahrt. —

Das ist seit Langem anders geworden! Die unter den endlich geregelten Verhältnissen und in Folge der neuen

Verkehrsmittel mächtig aufblühende Industrie erforderte anstrengende Arbeit der Bewohner des Landes an Geist und Körper — aber wann gab es da Zeit zum stillen Sinnen und Dichten? Jeder Gedanke schien sich nur darauf zu richten, wie die Schätze, „die die Erde verwahrte“, am vortheilhaftesten an's Licht zu schaffen und zu verwerthen seien.

Aber im Herzen des Volkes selbst ruhte ein edlerer Schatz, ein Schatz jener Poesie, die sich nicht nach äußerem Schloff und nach Kenntnissen richtet. Und der reiche Inhalt dieses Schatzes offenbarte sich glücklicherweise in den schmucklosen Liedern des Volkes wie in den kunstvolleren Gebilden seiner Dichter. Aehneln nicht die in diesem Buche enthaltenen herzigen Ergüsse des Volksempfindens denen des hervorragenden ober-schleßischen Poeten, denen Eichendorff's? Es sind dieselben Töne rührender Einfachheit und zartesten Gefühls!

Und diesen Schatz hat Hugo Kegel gehoben. Auch er stieg hinab in die Tiefen, er grub in den Schächten und aus dem anscheinend unergiebigem Boden seiner Heimath förderte er das Gold der Poesie zu Tage, damit sich seine theuren Landsleute und alle Welt daran erfreuen möge!

Daß der erste Versuch dieser Art noch nicht in völliger Vollendung erstrahlen würde — der bescheidene Mann wußte es selbst! Möglich, daß seinem unaufhörlich spähenden Auge und seinen Mitarbeitern doch noch Etwas entgangen ist, das geeignet und werth gewesen wäre, dies Buch zu schmücken, — möglich, daß er von dem Wunsche geleitet, recht Vielseitiges und Umfassendes zu bieten, — in seiner großen Liebens-

würdigkeit Einiges aufgenommen hat, was vor einem strengen kritischen Forum vielleicht nicht ganz bestehen kann, — er hat das Beste gewollt und war sicher, daß eine zweite Auflage ihn bald in den Stand setzen würde, zu bessern und zu ergänzen.

Mit der Herausgabe des Werkes wurde ich nach dem Tode meines Freundes betraut; ich beschränkte mich darauf, kleine Ausfeilungen vorzunehmen und einige mir schwach erscheinende Gedichte durch nachträgliche Einfügung werthvollerer Gaben meiner Freunde Paul Barsch und Carl Biberfeld zu ersetzen. Aber da ich jetzt beim Abschluß die Korrekturbogen durchblättere, um einen Gesamteindruck des Werkes zu gewinnen, finde ich, daß es in der That ein reichhaltiges und abwechslungsreiches ist und daß Hugo Kegel es mit feiner Empfindung zusammengestellt hat. Nicht nur wechseln Vers und Prosa mit einander ab, auch der Dialekt der verschiedenen Gegenden Oberschlesiens ist vertreten. Neben patriotischen, religiösen und dem Preise der Heimath geweihten Liedern, finden sich launige in lustige Reime gebrachte Anekdoten. Da wurde eine der zahlreichen Sagen des Landes poetisch verklärt, dort ein Lob auf den Bergbau angestimmt, an anderer Stelle erklingt wieder die Leyer des Dichters dem Lobe einzelner hervorragender Personen, — kurz, das so eigenartig zusammengesetzte Oberschlesien ist eben so eigenartig in dieser Sammlung vertreten.

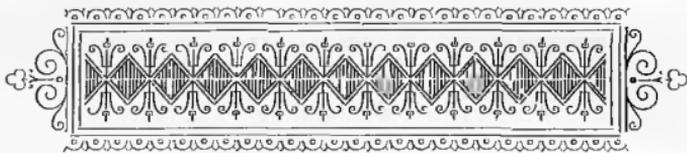
Aus keinem der Beiträge aber spricht so beredt die innige Liebe zum Heimathlande, aus keinem Verse quillt sie in so reichen und warmen Tönen wie aus den poetischen Gaben von Hugo Kegel selbst. Wie sein Auge auch noch in schwerer Krankheit heller anstrechtete,

wenn man von seinem Oberschlesien sprach, so offenbart sich auch sein ganzes, liebevolles Herz in dem Gruße, den er seiner engeren Heimath weihte. Edler, inniger und schöner ist Oberschlesien nie besungen worden.

H u g o K e g e l hat mit dieser Anthologie seiner Heimath mit rührender Zärtlichkeit ein litterarisches Denkmal gesetzt, aber damit zugleich unbewußt sich selbst, denn so lange es fühlende und dankbare Herzen giebt, wird sein Name in der litterarischen Welt nicht nur, sondern vor Allem bei seinen ober-schlesischen Landsleuten in hohen Ehren prangen. Mögen diese sein Werk mit ebensolcher Liebe aufnehmen, mit der er es verfaßte.

B r e s l a u , Anfang September 1897.

Ludwig Sittensfeld.



Der Muse Ruf.

Ueber den Höhen und über den Tiefen
Lag die geheimnißvoll sinnende Nacht,
Alle die Stimmen des Tages entschliefen,
Die so fröhlich gescherzt und gelacht,
Alle die Töne sie waren verflungen,
Die der lärmende Markt gebar,
Todeschweigen auf tausend Zungen,
Grabesdunkel, wo Helle war.

Nur aus den Essen und Gischten und Schloten
Strömt der Flamme hellsprühender Strahl,
Wolken und Wasser, Hügel und Thal
In dem Lichte des Widerscheins lohten;
Und der Maschinen, der Feuer verschlingenden,
Dampfentathmenden, Alles bezwingenden
Eisernen Kiesen der Zeit ohne Mähr
Nechzendes Athmen, dumpf und schwer,
Füllte die Luft mit Gestöhn und Brausen, —

Und wie die Nebelschleier verfliegen,
Schön wie ein Traumbild der Erde entstiegen,
Seh ein Weib ich wunderbar:
Leuchtend die Augen in himmlischem Glanze,
Schwefelblumen gewebt zum Kranze
In dem dunklen, wellenden Haar.
Doch um die jungen, schlanken Glieder
Wallt ihr in langen Falten nieder
Ein zerriss'nes, här'nes Gewand,
Über besät mit kristall'nem Schimmer,
Strahlend von Gold und Erzgestimmer
Wie die Leyer in ihrer Hand.
Und in wonnevollem Lauschen
Hört ich ihr Singen und Saitenrauschen:

„Du bist ein Sänger und Du sangst Dein Lied
Gar oft zum Preise Deiner Heimat schon,
Doch ob man auch von Ost nach Westen zieht,
Von Nord nach Süd, man nennt sie nur
mit Hohn,
Weil diese Matten ohne Grün und Duft,
Nicht Nebenhügel auf zur Sonne ragen,
Von Rauch und Qualm erfüllt ringsum die
Luft
Und schwere Last des Landes Kinder tragen.

Doch reiche Schätze birgt jedwedes Feld,
Millionen schlummern in der Erde Schooß,
Die Denkergeist zu Männerkraft gesellt
Zum Heil der Menschheit ringt der Tiefe los;
Und reiches Gold die Herzen bergen auch,
Die treu dem Reich und treu dem Kaiser
schlagen
Und Poesie ist dieses Volkes Brauch,
Sein karges Leben und sein still Entfagen.

Und wenn Ihr glaubt, daß es kein Geist
beseelt,
Weil es nicht jauchzt und singt und tanzt
und schreit,
So denkt daran, daß oft die Freude fehlt
Im ernsten Daseinstampf, dem es geweiht;
Doch wer es liebt dies Volk und näher
lauscht,
Wird Stimmen hören, die verborgen schliefen,
Wird hören wie der Horn der Sage rauscht,
Das Volkslied dringt aus seiner Seele Tiefen.

Drum auf, ihr Sänger, die dies Land gebar,
Und die von fern ihr kamt durch diese Gaun,

O seid nicht blind für das, was täglich
wahr
Und was Ihr täglich könnt mit Freude
schau'n.
Wo man nach Kohlen und nach Erzen
schürft
Laßt auch einmal nach Poesie uns graben;
O glaubt es mir, getrost ihr's wagen dürft,
Es birgt dies Land auch edle Geistesgaben."

So sprach die Hehre zum Saitenspiel, —
Berauscht vor ihr in die Knie ich fiel
Und rief ihr zu mit bebendem Laut:

„Ich habe die Muse der Heimat ge-
schaut!

Will Deinen Mahnruf weiter tragen,
Er soll an alle Herzen schlagen,
Was Dichter und was Sänger heißt
Das will ich rufen in Deinem Geist
Zum Weltgesang für die heimische Erde,
Dass allen kund ihre Schönheit werde.“

Da breitet die Muse wie zum Segen
Die Urne lächelnd mir entgegen;

Dann rauscht es wieder hervor aus der Tiefe,
Als ob eine mächtige Stimme sie rief;
Und wie ich wieder den Blick will erheben,
Da seh ich die Göttliche abwärts schweben;
Wie zauberisch schließt sich das Erdreich zu=
sammen
Und wieder züngeln die Flämmchen und
Flammen. —

Hugo Kegel.

Paul Albers.

Kaisergruß.

1892.

Willkommen, Kaiser, an des Landes Grenzen!
Der Gruß ertönt nicht minder laut und stark,
Als in den Straßen stolzer Residenzen,
Als in den Gauen Brandenburger Mark! —
Am Markstein deutscher Bildung, deutscher Sitte
Lebt auch ein Volkstamm, königstreu und gut,
So fest und treu, wie in des Reiches Mitte — —
Er hält am Grenzpfahl sichere Wacht und Hut.
Ob hold die Zeit, ob wild die Stürme wehn,
Der Oberschlesier wird zum Kaiser stehn!

Nicht Nebenhügel können wir Dir weisen,
Wie sie hineinschaun in des Rheines Grund;
Des Landes Schönheit können wir nicht preisen;
Hier schweigt der Mythe und der Sage Mund;
Allein, wir bergen, gleich dem Bruderstamme,
Im Herzen einen Nibelungenhort:
Denn mächtig loht in ihm die heilige Flamme
Der Lieb' zu Reich und Kaiser fort und fort — —
Ob hold die Zeit, ob wild die Stürme wehn,
Der Oberschlesier wird zum Kaiser stehn!

Hier schimmern keine Marmorpropyläen;
Die harte Arbeit scheucht der Musen Günst;
Doch hebt auch sie zu lichten Himmels Höhen
Und adelt, wie die gottgeweihte Kunst!
Du schirmest, Kaiser, harter Arbeit Mühn
Und kürzest mild der Arbeit schweren Tag:
Drum kündet hier, wo rings die Essen glühen
Und Ofen rauchen, wuchtiger Hammerschlag:
Ob hold die Zeit, ob wild die Stürme wehn,
Der Oberschlesier wird zum Kaiser stehn!

In unsrer Heimath waldumrauschte Gauen
Zieht nie der Geist entstellter Freiheit ein,
Denn mächtig wehrt ihm inniges Gottvertrauen;
Auch Sprachenzwist kann niemals uns entzwein!
Hier an der Grenze reden nur die Zungen
Zwiefachen Laut, — — die Herzen einen Ton;
Das alte Lied ist noch nicht ausgeklungen:
„Für Gott! Für Vaterland und Kaiserthron!“
Ob hold die Zeit, ob wild die Stürme wehn,
Der Oberschlesier wird zum Kaiser stehn!

Sollt' es gebieten einst die schwere Stunde,
So findest Du uns Alle auf dem Plan!
Biel Oberschlesier ruhn auf Frankreichs Grunde,
Die ihre Pflicht bis in den Tod gethan — —
Gesetz ist uns des Kaisers heiliger Wille
Und höher, als das Leben gilt die Pflicht!
Das Wort ist echt, das heut mit ganzer Fülle
Aus unsern tiefbewegten Herzen bricht:
Ob hold die Zeit, ob wild die Stürme wehn,
Der Oberschlesier wird zum Kaiser stehn!

Hochsinniger Fürst, deß' königliche Milde
 Und Herrscherlieb' das ganze Land durchweht,
 Blick' gnädig auf die heimischen Gefilde,
 Die Haß und Thorheit schon so oft geschmäht!
 Nimm das Willkommen gnädig auch entgegen,
 Das Dir Dein treues Oberschlesien bringt
 Und glaub' dem Lied', das Dir auf allen Wegen
 Die Menge zujauchzt und begeistert singt:
 Ob hold die Zeit, ob wild die Stürme wehn,
 Der Oberschlesier wird zum Kaiser stehn!

Oberschlesien.


 Mein Vater ist Westphale,
 Meine Mutter Schlesierin;
 Ich erbt' von ihm den Trozklopf,
 Von ihr den heitern Sinn:
 Drum kann ich mich nicht beugen,
 Doch auch nicht mürrisch sein,
 Drum lieb ich offene Worte
 Und auch den Becher Wein!

Im Wald bin ich geboren,
 Im grünen duft'gen Tann:
 Was Wunder, wenn als Kind ich
 Schon manches Lied erfann;
 Ich hört' ja in der Wiege
 Schon die Frau Nachtigall:
 Drum blieben mir im Herzen
 Auch ihre Lieder all'.

Mit Bauernkindern hab' ich
Als Knabe oft gespielt,
Ich lernte ihre Sprache
Und hab' wie sie gefühlt:
Drum' lieb' ich Volk und Leute
Und ober-schlesisch Land —
Weh dem, der es verachtet,
Weil er es nie gekannt!

Wir haben keine Berge,
Auch Nebenhügel nicht,
Doch Feld und grüne Wiesen
Und Wälder, tief und dicht
So ho! wie da das Liedel
Aus vollem Herzen dringt,
Vielleicht, daß es noch schöner
Als anderwärts erklingt!

Drum darf mir Niemand schelten
Die Heimath, treu und gut,
Wenn er auch noch so wichtig
Mit seiner eignen thut;
Drum darf mir Niemand schelten
Mein ober-schlesisch Land,
Wo unter duftigen Tannen
Einst meine Wiege stand.

An meine Heimath.

Mein oberschlesisch Heimathland,
Dir soll mein Lied erklingen,
Weil Bosheit oft und Unverstand
Dir gern ein Schmählied singen:
„Es hüll' des Rauches schwarze Wolf
Nur Sand und dürre Aue,
Darauf ein geistig armes Volk
Sich schmutzige Hütten baue.“

Wohl siehst Du Schlote sonder Zahl
Zum Himmel Gluten sauchen
Und auf der Höhe und im Thal
Gewalt'ge Dafen rauchen. —
Doch kannst Du auch viel Stunden lang
Durchwandern Nadelwälder
Und lauschen hellem Lerchensang
Inmitten üppiger Felder!

Es heben sanft die Hügel sich
Mit Klöstern und Kapellen
Und Grafenschlösser grüßen Dich
Aus Fenstern, spiegelhellen —
Es ziehn hinab den Oderstrom
Die Rähne und die Flöße,
Es strahlt aus ihm der Himmelsdom
In seiner ewigen Größe! —

Wohl wirst das Volk Du hier zumeist
Bei harter Arbeit finden,
Doch lebt in ihm ein guter Geist,
Ein inniges Empfinden!
Und anspruchslos bei trockenem Brod
Scheut's gleißende Bethörung,
Nehet nur zu Gott in höchster Noth
Um Hülfe und Erhörung.

In seiner Sprache, viel geschmäh't,
Wirst Du es recht erkennen,
Und wer das Volk erst ganz versteht,
Wird sie auch lieblich nennen;
Es lebt das kindliche Gemüth
In ihr, die heim'sche Sitte,
Es klingt in ihr ja auch das Lied
Hinaus aus nied'rer Hütte! —

O Biederborn, so hell und reich!
O Oberschlesiens Bieder!
Wie tönt ihr melancholisch weich
Das Leid des Volkes wieder!
Ihr steigt mir bis zum Herzensgrund
Ihr wunderbaren Weisen,
Drum wird, so lang er kann, mein Mund
Die theure Heimath preisen! —

Der verwandelte Franziskaner - Mönch.

Eine lustige Legende vom Annaberg bei Cosel.

om Annaberge stiegen nieder
Zwei fromme Franziskanerbrüder,
Um in den Städten, Dörfern, Hütten
Sich milde Gaben zu erbitten.
Ein alter Gaul, von einem Pfarren
Dereinst vermacht, zog an dem Karren,
Drin sie die Gaben aufgehäuft;
Das dürre Rößlein trabt und läuft,
So lang' es geht, jetzt fällt es nieder
Und reckt die steifgewordenen Glieder.
Die Patres lößen Eligire
Und Tränklein ein dem todten Thiere;
Doch bleibt es todt, es hilft ihm Nichts:
Wohl stehn verdukten Angesichts
Die Mönchlein da und überlegen,
Wie das Gefährt fortzubewegen? —
Da schaut der eine Gottesmann
Auf nahem Acker ein Gespann;
Es war zu heißer Mittagsstunde,
Der Bauer schnarcht mit offenem Munde
Dicht bei den Pferden unterm Baum;
Er schläft gar fest und regt sich kaum.
„Ha“ jubelt Pater Cölestin,
Als ob ihm plötzlich' was erschien',

Und Stefan starrt und sieht mit Staunen,
 Wie Cölestin hierauf den Braunen
 Des Bauern ausschirrt gar nicht faul
 Und selbst die Trense nimmt in's Maul.
 „Nun macht Euch schleunigst auf die Sohlen
 Ich bleibe hier als zweites Roß“ —
 Spricht Cölestin und sein Genosß
 Kopfschüttelnd thut, wie ihm befohlen. — —
 Nach langem Recken, faulem Strecken
 Wacht endlich auf der Bauersmann
 Und sieht zu nicht geringem Schrecken
 Das sonderliche Zwiegespann. —
 „Erstaune nicht“, seufzt Cölestin:
 „Gar lange Jahre mußt' ich ziehn
 An diesem Pfluge unterm Joch,
 Und Franziskaner bin ich doch!
 Weil sündlich ich dereinst gehandelt,
 Ward in ein Röhlein ich verwandelt
 Bis ich die Sünden abgeblüht.
 Vorüber nun die Prüfung ist
 Und Franziskaner bin ich wieder —
 Noch schmerzen, ach, mir alle Glieder!“ —
 Der Bauer fällt zur Erde nieder
 Und küßt dem Gottesmann die Hand:
 „Hochwürden, gebt mir Euren Segen,
 Und zürnt mir nicht der Schläge wegen,
 Die ich Euch manchmal aufgebrannt!“ —
 Der Gottesmann wird ausgeschirrt
 Und ziehet seines Weges weiter,
 Bis er vergnügt und unbeirrt
 Einholt den andern Gottesstreiter. —

Des Bauern Rößlein freut sich still,
 Denn Hafer giebt's in Hüll und Füll'
 Im kühlen saubern Klosterstalle. — —
 — Und damit wär' die Sache alle,
 Wenn nicht der Abt, ein strenger Mann,
 Von unfres Paters List vernommen:
 Dort ist er übel angekommen,
 Scheltworte gab's in hellen Haufen. —
 Der Prior ordnet schleunigst an,
 Das sündige Gut sei zu verkaufen,
 Weil solches nimmer Segen hat. —
 Man treibt in blinkendem Geschirre
 Das schmutze Rößlein nach der Stadt,
 Nach Beschnig, wenn ich mich nicht irre,
 Wo grade großer Markttag war.
 Auch unser Bauer kam gelaufen,
 Ein zweites Rößlein einzukaufen,
 Weil er zum Uckern braucht ein Paar.
 Der sieht den Gaul von ungefähr,
 Kopfschüttelnd geht er hin und her,
 Befühlt den Hals, besieht den Schwanz:
 „Mein Rößlein ist es gar und ganz!“
 Wie festgenagelt auf der Stelle
 Steht da mit offnem Maul der Thor,
 Mit einem Male wird's ihm helle,
 Er läuft und schreit dem Gaul in's Ohr:
 „Hochwürden, s' thut mir herzlich leid,
 Daß Ihr nach gar so kurzer Zeit
 Schon wieder sündlich habt gehandelt
 Und in ein Rößlein seid verwandelt.“

St. Annaberg bei Cosel.

Gar freundlich blickt vom Annaberge nieder
Die Klostermauer, die getünchte, helle
Und von Kapelle ziehen zu Kapelle
Die frommen Waller betend hin und wieder.

Zum Himmel steigen laut der Pilgerlieder,
Andächtig kniet das Volk an Klosters Schwelle,
Denn aus der Gnaden nie versiegter Quelle
Vertheilen Gaben Franziskanerbrüder.

So kam auch ich . . . mit todeskranker Seele;
Das Herz geängstigt, voller Schuld und Fehle,
Begehrte nach dem süßen Himmelsmannah — —

Da ward das Wort der Liebe mild verkündigt:
„Vergeben sei, wie schwer du auch gesündigt“
Die Liebe sprach vom Berg der heiligen Anna.



An die Dorfkirche

in meinem Heimathsdorfe Sujakow Kreis Jarze.

Ich bin die Welt durchzogen
Bis an den Liberstrom,
Ich sah viel gothische Bogen,
Manch' marmorweißen Dom —
Die Majestät des Schönen
Nahm mir das Herz in Bann,
In Stein und Farbentönen
Sprach laut die Kunst, mich an. —

Und doch ward ich im Herzen
Viel inn'ger noch gerührt
Und habe tiefre Andacht
In meiner Brust verspürt,
Als ich ein hölzern Kirchlein
Nach langer Zeit betrat,
In dem als kleiner Knabe
Ich fromme Dienste that. —

Die schlichten Bauerlieder
Klangen so lieb und traut,
Daß mir vor innerer Regung
Die Augen überthaut;
Die alten Heiligenbilder
Singen noch an der Wand
Und auch die bunten Fahnen
Waren mir noch bekannt.

Ein junger fremder Priester,
Laß still die heilige Mett,
Der alte, gute Pfarrer
Schläft längst im kühlen Bett;
Nun kann er nicht mehr mahnen
Mit Worten ernst und schlicht —
Doch lebt in meinem Gedächtniß
Sein mildeß Angesicht

Und an der Kirchhofsmauer
Sucht' still ein Grab ich auf —
Die Gitter waren zerfallen,
Kein Kreuzlein stand mehr drauf
Nuch wußte Niemand zu sagen,
Wer dort für immer ruht,
— Ich aber hab' dort gebetet,
Ich wußte es nur zu gut. —



Uebersetzungen obereschlesischer Volkslieder.

I.

Der Treulose.

Seuerrothe Nelke,
Weiße Tulipane —
Wo ist hingegangen,
Jösel, mein Galane? —

O, es springt mein armer
Kopf mir fast in Stücke,
Denk' ich seiner Schwüre,
Denk' ich seiner Tücke! —

Wenn er gar des Nachts im
Traume mir erscheinet,
Hab' ich meine Augenlein
Dit schon ausgeweinert.



II.

Der Krug.

Fine Jungfrau, schön und slink,
Mit dem Krug zum Brunnen ging —
Fuhr ein Herr vorbei,
Schlug den Krug entzwei.

Wein' nicht, Jungfrau, lieb und fein:
Ich bezahl' Dein Krügelein,
Ist doch für den Krug
Hier der Thaler g'nug!?" —

Doch den Thaler mag sie nicht,
Weint nur um den Krug und spricht:
„O, mein grüner Krug,
Den der Herr zerschlug!“ —

„Wein' nicht, Jungfrau, lieb und fein,
Ich bezahl' Dein Krügelein
Für den grünen Krug
Nimm mein Nößlein schmuck!“

Doch das Nößlein will sie nicht,
Weint nur um den Krug und spricht:
„O, mein grüner Krug,
Den der Herr zerschlug!“ —

„Wein' nicht, Jungfrau, lieb und fein,
Ich bezahl' Dein Krügelein,
Für den Krug wohlau
Viel ich selbst mich an.“

„Gott sei Dank! 'nen gnädigen Herrn
Diesen nehm ich freilich gern,
Für den grünen Krug
Einen Junker schmuck!!“



III.

Unglückliche Liebe.

Rings um meine Hütte
Glänzt des Mondes Schimmer —
Wen ich tief im Herzen
Frage, sag' ich nimmer! —

Ja, ich weiß ein Häuschen,
Doch ich darfs nicht nennen,
Darf dem Mägdlein drinnen
Liebe nicht bekennen!

Wieviel Sand im Meere,
Wieviel Sternlein scheinen,
Soviel Liebe habe
Ich zu dieser Einen! —

Wäre ich ein Maler,
Malte ich die Traute;
Küßt' das holde Bildniß,
Wenn ich es erschaute! —

O mein Gott! wie seltsam
Ist es doch auf Erden,
Weil ich arm bin, darf ich
Auch nicht glücklich werden!

Liebe und Arsenik,
Gifte sind sie beide,
Jene zehrt die Herzen,
Dies die Eingeweide.

Besser wär' es, besser,
Sich ein Grab zu graben,
Besser wär' es, als ein
Treu'los Lieb' zu haben! —

Will ein Grab mir graben,
Um die Ruh' zu finden,
Doch werd' ich das Sehnen
Denn auch überwinden? —

Wenn Du erst bethöret,
Unglückselige Minne,
Ach, dem raubst die Augen
Du und klaren Sinne! —

Schlimm ist Gast und Wande,
Doch die Lieb' ist schlimmer,
Denn der Gast entflieht man,
Doch der Liebe nimmer.



Der Kapitän der „Elbe“*).

Schwarzdunkel ist die bange Nacht,
Am Bug sich die Wogen aufhäumen;
Der Kapitän hält selber die Wacht —
Er denkt nicht an Schlafen und Träumen.

Gleich einer nordischen Heldengestalt
Auf hoher Kommandoobrücke
Späht er durch die Nacht, die so finster und kalt,
Mit scharfem Seemannsblicke.

Auftaucht aus dem Dunkel ein schwarzer Kolos
Und bohrt sich dem Schiff in die Flanke,
Und von dem gewaltigen krachenden Stoß
Zerschmettert ist Schotte und Planke.

„Alle Mann auf Deck!“ Das Kommandowort
Ist schnell durch das Schiff gedrungen,
„Die Frauen und Kinder zum Steuerbord,
Und die Boote hinuntergeschwungen!“

*) Kurt von Goessel, der heldenmüthige Kapitän der untergegangenen „Elbe“, war ein Oberschlesier. Er ist in dem Dorfe Urbanowiz, Kreis Kosel, Regierungsbezirk Oppeln, am 20 Febr. 1862 als Sohn des Wittmeisters a. D. von Goessel geboren.

Und Alles stürzt nach den Booten hinzu,
Man rüttelt an Tauen und Ketten:
Der Kapitän steht in eiserner Ruh —
Er denkt nicht, sich selber zu retten.

Da neigt sich seitwärts das riesige Schiff —
Nur ein Boot strebt in die Weite —
Gleich einem felsigen Meeresriff
Erhebt sich die Steuerbordseite.

Vorbei, vorbei! Zu spät, zu spät!
Vergebens das Kämpfen und Ringen;
Kein brünstiges Flehen, kein heißes Gebet
Will Rettung den Jammernden bringen.

Umgeben von Tod und Wellengraus,
Von Schreien und Fluchen und Weinen,
Denkt der Kapitän erst jetzt an sein Haus:
Er betet still für die Seinen.

Aufbäumt sich das Schiff und rauscht hinab
Zum tiefen Meeresgrunde,
Der Kapitän sinkt mit ins Grab,
Getreu bis zur letzten Stunde. —

Du Deutscher Mann, treu bis zum Tod,
O, daß doch jeder Dir gleiche:
Wie Du dem Schiff in Sturm und Not —
Dem Kaiser treu und dem Reiche!



Oderfahrt.

Wir fuhren im Oderbote,
Die Andern, ich und Du,
Bei flammendem Abendrote
Den fernen Mauern zu.

Ein Dufte rings und Prangen
Von Blüten rot und weiß!
Die Nachtigallen fangen
So süß, so liebesheiß!

Ich blicke zum blühenden Strande
Und blicke zu Dir zur Seit',
Da wußt' ich: im Schlesierlande
Bist Du die holde Maid!

Die Andern nach lustiger Weise
Sangen ein Lied im Chor;
Du aber lispeltest leise
Mir liebliche Dinge in's Ohr.

Du sprachst von schlesischen Liedern,
Von Zwergen und Rübzahl;
Ich tauschte — und pries im Erwidern
Schlesiens Berg und Thal.

Da tönten vom Ufer Geigen,
Die Andern fielen ein:
„Ach, wenn Du wärst mein eigen,
„Wie lieb sollt'st Du mir sein!“



Und zitternd mußten sie zu sagen
Von ihrer Fürsten Kraft und Pracht,
Wie sie den Feind im Kampf erschlagen
Und reiche Beute heimgebracht.

Doch stumm und traurig durch's Gefilde
Schlich, wie im Traum, des Stromes Flut,
Vergess'ne Zeit zu einem Bilde,
Die in der Erde träumend ruht';
Doch Niemand, Niemand mocht erscheinen,
Der kühn zu wecken ihn verstand,
Und wie ein stilles, leises Weinen
Rollt' Well' auf Welle an den Strand.

Jahrhunderte sie kamen, gingen,
Ein Tag war stets dem andern gleich,
Und keine Seele hob die Schwingen
Zum Fluge in des Geistes Reich;
Da regte sich's, wie wenn im Lenze
Ob winterlich erstarrtem Land
Die Sonne lebenbringend glänze:
Es regte sich die deutsche Hand.

Denn nicht gewohnt, sich still zu fügen,
Sich nur zu rühren, wo sich's lohnt,
Im Schein der Müh' sich zu belügen,
Der harten Arbeit längst gewohnt,
Griff sie zum schweren Werk geschwinde
Mit Schlägel, Schaufel, Pflug und Karst;
Bis endlich ihrem Schlag die Rinde
Erprobter Trägheit krachend barst.

Aus Land und Volk, das brach gelegen
In duldbender Unthätigkeit,
Kam mächtig sich der Mühe Segen,
Entsproßte eine neue Zeit;
Da wuchsen Dörfer, Städte blühten,
Erstanden aus des Bergwerks Schacht
Der Vorzeit Wald, das Erz und glühten,
Zu neuem Sein emporgebracht.

Nun wirkt die Flamme, die entzündet,
Am längst erlosch'nen Sonnenlicht;
Nun hat die Saat sich fest gegründet
Im Boden, den sie treibend bricht,
Sie wird den Samen weiter streuen
Im Acker, der noch unfruchtbar,
Nun wird sie blühen und gedeihen
Und wachsen neu von Jahr zu Jahr.





Gottfried Döhler.





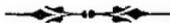
Galmei-Weilchen*).

Veilchen glühn wie edle Steine
Aus des Waldes dunklem Moos,
Erz und Steine blühn wie Blumen
Tief im schwarzen Erdenchoß.

Galmei-Weilchen gar verraten,
Ruht im Boden dieses Erz,
Wie aus lieben Mädchen-Augen
Leuchtet ein getreues Herz.

Grab' nur, Bergmann, in die Tiefe,
Siehst Du Weilchenaugen hold!
Darf auch ich, ihr holden Sterne,
Schürfen nach des Herzens Gold?

*) *Viola calami narea* ist eine nur auf Zinnboden vorkommende Abart der *Viola lutea*. (V. sudetica).





Joh. Freiherr v. Eichendorf.



Glück auf!

Gar viel hab' ich versucht, gekämpft, ertragen;
Das ist der tiefen Sehnsucht Lebenslauf,
Daß brünstig sie an jeden Fels muß schlagen,
Ob sich des Lichtes Gnadenthür thät auf,
Wie ein verschütt'ter Bergmann in den Klüften
Heraus sich hauet zu den heitren Lüften.

Auch ich gelang einst zu dem stillen Gipfel,
Vor dem mich schaudert in geheimer Lust.
Tief unten rauschen da des Lebens Wipfel,
Noch einmal dunkel rührend an die Brust,
Dann wird es unten still im weiten Grunde
Und oben leuchtet streng des Himmels Kunde.

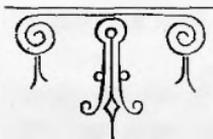
Wie klein wird sein da, was mich hat gehalten,
Wie wenig, was ich Irrender vollbracht,
Doch was den Felsen gläubig hat gespalten:
Die Sehnsucht treu steigt mit mir aus der Nacht
Und legt mir an die wunderbaren Schwingen,
Die durch die Stille mich nach Hause bringen.

Der Polack.

And komm' ich, komm' ich ohne Pelz,
Mein Liebste fragt mich aus:
Wo hast Du lassen Deinen Pelz?
Und macht sich doch nichts draus.

Da drüben ist gut Schnaps und Bier,
Der Wirt bläst Klarinett,
Da stritten wir, drei oder vier,
Wer's schönste Liebchen hätt'.

Ich aber trank aus Deinem Schuh,
Stieß meinen Pelz im Haus
Und eine Hand voll Haar dazu,
Ich mach' mir gar nichts draus.



Das zerbrochne Ringlein*).

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und fingen meine Weisen
Und geh'n von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen,
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlenrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

*) Gedichtet 1812 in Oberschlesien. Siehe Rattowiger Zeitung, Auszug nach Löff.

An meinen Bruder.

I.

Heimweh.

Du weißt's, dort in den Bäumen
Schlummert ein Zauberbann,
Und nachts oft, wie in Träumen
Fängt der Garten zu singen an.

Nachts durch die stille Kunde
Weht's manchmal bis zu mir,
Da ruf' ich aus Herzensgrunde,
O Bruderherz, nach dir.

So fremde sind die andern,
Mir graut im fremden Land,
Wir wollen zusammen wandern,
Reich' treulich mir die Hand!

Wir wollen zusammen ziehen,
Bis daß wir wandermüd'
Auf des Vaters Grabe knien
Bei dem alten Zauberlied.



II.

Nachklang.

Gedenkst du noch des Gartens
Und Schlosses überm Wald,
Des träumendens Erwartens:
Ob's denn nicht Frühling bald?

Der Spielmann war gekommen,
Der jeden Lenz singt aus,
Es hat uns mitgenommen
In's blüh'nde Land hinaus.

Wie sind wir doch im Wandern
Seitdem so weit zerstreut!
Frägt einer nach dem andern,
Doch niemand giebt Bescheid.

Nun steht das Schloß versunken
Im Abendrote tief,
Als ob dort traumestrunken
Der alte Spielmann schlief:

Gestorben sind die Lieben,
Das ist schon lange her,
Die wen'gen, die geliebt,
Sie kennen uns nicht mehr.

Und fremde Leute gehen
Im Garten vor dem Haus —
Doch übern Garten sehen
Nach uns die Wipfel aus.

Doch rauscht der Wald im Grunde
Fort durch die Einsamkeit
Und giebt noch immer Kunde
Von unsrer Jugendzeit.

Wald mächt'ger und bald leise
In jeder guten Stund'
Geht diese Waldesweise
Mir durch der Seele Grund.

Und stamm'l' ich auch nur bange,
Ich sing' es, weil ich muß,
Du hörst doch in dem Klange
Den alten Heimatsgruß.





(Aus „Straduna“, polnische Volkslieder der Oberschlesier).

Die tapfere Landwehr.

(1813).

Von dem Thor zu Kofel
Laub und Fahnen wehen.
Und mein Liebchen seh' ich,
Ach, dort traurig stehen.

Mädchen, wenn Du weinst,
Kann mich nichts mehr freuen,
Daß ich ging zur Landwehr,
Muß mich sehr gereuen.

Ei, flott ist die Landwehr,
Ja, das wollt' ich meinen,
Hat am Eschalo Klappen,
Hosen sind von Leinen.

Und an diesem Tische
Goldne Lettern glänzen:
Zieh mit dem Gewehre,
Landwehr, an die Grenzen!

Ließen die Gewehre,
Flohn im Lauf im raschen,
Nahmen Draht dann alle
Statt Patronentaschen.

Und in einem Thale
— O die armen Tröpfe —
Landwehr hat gefessen,
Drahtete dort Löpfe.

Selbst der General hat
's Drahten vorgenommen,
Hat sechs Dreier immer
Für den Topf bekommen.



Treue Liebe.

Kam der Bursch nach sieben Jahren
Aus dem Kriege heimgefahren.

Trat in seine alte Schänke,
Sind besetzt alle Bänke.

Eine Dirne füllt die Becher,
Und Soldaten sind die Becher.

Als er eintrat in die Schänke,
Sprang sie über Tisch und Bänke.

Springt empor mit gleichen Füßen,
Will den Reitersmann begrüßen.

„O mein Schatz, mein einz'ger, bester,
Warst mein erster, sei mein letzter!“

Küßt' ihn einmal, küßt' ihn wieder,
Sank an seinem Herzen nieder.

Auf sein Ross hob sie der Reiter,
Das trug rasch sie weit und weiter.

Klagend saßen da die Becher,
Leerten trauernd ihre Becher.

Nun laß mich scheiden.

Nun laß mich scheiden, Liebchen,
Hörst Du der Lerche Schlag?
Es dämmert schon im Osten,
Die Lerche ruft: 's wird Tag!

Doch wären mein die Schlüssel
Zum ersten Dämmerlicht,
Du weißt es wohl, es tagte
Dann heute sicher nicht!

Und wären mein die Schlüssel
Zum hellen Tage gar,
Dann müßte Nacht es bleiben
Wohl gar ein ganzes Jahr!



Der säumige Bräutigam.

Zu dem säum'gen Bräutigam,
An die Hochzeit mahnend,
Seines Schächchens Wotschaft kam,
Ja, des Schächchens Wotschaft kam.

„O du lieber Himmel mein,
Schwere Zeiten kommen!
Soll ich Vermster wirklich frei'n,
Ja, ich Vermster, ich soll frei'n?“

„Hatte unter'm Eichenbaum
Heidekorn gesät,
Doch reicht's für ein Weibchen kaum,
Ja, für's Weibchen reicht es kaum.“

„Denn es flog ein Läubchen her
Mit dem grauen Tauber,
Fraßen meinen Aker leer,
Ja, sie fraßen alles leer!“



Jimmer bereit.

++ **J**uditha, Juditha, zur Kirche komm mit!
Ich mag nicht, ich will nicht,
War gestern schon drin.

„Juditha, Juditha, so komm doch nur mit!“
Ich kann nicht, ich darf nicht,
Zu krank ich heut bin.

„Juditha, Juditha, zum Tanze kommst Du?“
Ja, wart nur ein Weilchen,
Schon bind' ich die Schuh'!



Zigeunerlied.

Wir Zigeuner lagern hier,
Aus Aegypten kamen wir,
Heimatlos wandern wir, hu!
Ordenweis ziehen wir, hu!

Geistergraus schreckt uns nicht,
Dach und Fach deckt uns nicht,
Lagern an Heß und Rain, hu!
Hausen im nächt'gen Rain, hu!

Niemand erfreuet uns,
Jedermann scheuet uns,
Treibt uns von Ort zu Ort, hu!
Mitleidslos immerfort, hu!

Unfre Art nur allein
Ist der Welt wahres Sein,
Sorglos ziehn wir dahin, hu!
Mühlos wird uns Gewinn, hu!

Trinkt, doch den Sinn wahr't hell,
Künste und Zauber schnell
Sünden der Zukunft Schein, hu!
Welt will betrogen sein, hu!



Lieder der Waise.

1.



Erbarmen, habt Erbarmen
Mit der Waise, mit der armen,
Euch blüht Liebe, blühen Rosen,
Und ich heische nur Almosen.

Zugend streck' ich aus die Hände
Nach des Mitleids farger Spende,
Ach, und wenn ich weiter schreite,
Hab' ich Gott nur zum Geleite.

Weinend klopf' ich an die Thüren,
Keinen will mein Glend rühren,
Sicht der Geiz bei vollen Pfannen,
Schleicht die Armut still von bannen.

O Erbarmen, habt Erbarmen
Mit der Waise, mit der armen,
Euch blüht Liebe, blühen Rosen,
Und ich heische nur Almosen.

(Gegend von Teschen und Bleß).

2.

Gleichnacht kommt und heimwärts eilet,
Wer sonst in der Fremde weilet,
Nur die Waise, die muß wandern
Aus dem Dienst in einen andern.

Ach, kein Freund aus bessern Tagen
Mag nach der Verlass'nen fragen —
Gott befohlen, liebe Leute,
Sind' ein Plätzchen wohl noch heute!

Fort von den verschloss'nen Thüren
Wird mich Gott, mein Vater, führen,
Führet mich zur Friedhofspforte
Zu dem stillen Ruheorte.

In dem Grabe, friedumfangan,
Leg' ich meine blassen Wangen,
Auf dem Sande, weiß wie Leinen,
Ruh' mein Köpfchen, müd' vom Weinen.

Und ob hundert Glocken klingen,
Wird ihr Schall zu mir nicht dringen,
Niesen tausend alle Tage —
Gottes Ruh' stört keine Klage!

(Aus dem Kreis Gleiwitz).

3.



Lieber Gott im Himmel droben,
Bewahr' mich vor der größten Not.
O laß mich nicht der Heimat ferne
Bei Fremden essen Mietlingsbrot.

Gefindebrot, o bittere Speise,
So schwer verdient mit Müh' und Schweiß,
Die Hausfrau reicht es widerwillig
Und schlägt die Bissen nach dem Preis.

Ein Scheibchen Brot von Thalergröße,
Dünn wie ein welkes Eichenblatt,
Das giebt der Geiz mit scheelen Blicken
Und frägt mit Hohn: Bist Du schon satt?

O ja, bin satt, ich kann nicht essen,
Ich schenk' euch gern mein Stückchen Brot,
Nur laßt mich gehn in Gottes Namen,
Denn ihr treibt Spott mit meiner Not.

(Aus dem Kreise Groß-Strelitz).



4.

 ohin, wohin, mein liebes Kind,
 Soll dich dein müdes Füßchen tragen?
 „Zum Mütterlein nur will ich hin,
 Und kann nicht, wo es ist, erfragen!“

Noch weiter, weiter, liebes Kind,
 O laß dein Füßchen nicht ermatten,
 Im Grabe ruht dein Mütterlein
 Am Kirchlein dort im kühlen Schatten.

Wer stehet da an meinem Grab,
 Welch süßen Ruf hab' ich vernommen?
 „Dein Kind bin ich, lieb Mütterlein,
 O laß mich, laß mich zu Dir kommen!“

Was äßest Du, was tränktest Du,
 Lieb Kind, in meiner engen Klause?
 „Will mit Dir theilen Speis und Trank,
 Mach mich ganz klein im kleinen Hause“.

Mein Trank ist Tau, mein Brot der Staub,
 Wer atmet, bleibe fern den Toten;
 Geh lieber heim in's Waterhaus,
 Dich send' ich hin als Gottes Boten.

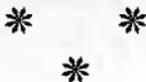
Zur neuen Mutter geh' mein Kind,
Ihr klage Hunger, Leid und Schmerzen,
Und Speise heische, Kleid und Bett,
Und suche Trost an ihrem Herzen.

„Ach, wäscht sie mich mit rauher Hand,
Darf ich kein Wörtchen bittend wagen,
Und kämmt sie mich und strählt mein Haar,
Da wein' ich still und darf nicht klagen.“

„Versüßt mit Zucker frisches Brot,
Will sie die eignen Kinder legen,
Mir streut sie Sand aufs här'tste Stück,
Mit meinen Thränen muß ich's nehen.“

„Dein Kind bin ich, lieb Mütterlein,
Und meine Not hast Du vernommen,
Ich bin so fremd im Vaterhaus,
O laß mich, laß mich zu Dir kommen!“

Poln. Volkslied aus Oberschlesien.





Friedrich Feldhuss.

Lied der Oberschlesier.

Du, meine Heimat, bist verachtet,
Du wirst geschmäht und viel verkannt,
Man hat als Stiefkind dich betrachtet
Zu lieben deutschen Vaterland,
Mag sprechen so, wem es gefällt:
Uns wird die Heimat nicht vergällt!
Sie gleicht der Perle tief im Meere,
Die nur ein Kenner holt herauf.
Ein Kenner nur wahrt Deine Ehre,
Mein Oberschlesien, dir Glück auf!

Wir kennen keine Felsenkanten
In wilder, stolzer Bergespracht;
Wir graben schwarze Diamanten
Tief in der Erde ew'ger Nacht.
Wie Pappeln, die am Wege stehn,
Kannst Du die Effen ragen sehn.

Es hemmen schwerbelad'ne Wagen
Des Dampfroß' fluggewohnten Lauf,
In alle Welt die Last zu tragen:
Mein Oberschlesien, dir Glück auf!

Kein Nordseeleuchten, Alpenglühn
Ist uns bekannt zur Abendzeit,
Doch Hüttenfeuer=Funken sprühn,
Und blutig glänzt der Himmel weit.
Die Halde gleicht, — sie flimmt und brennt, —
Dem sternbesäten Firmament.
In dem Getriebe der Maschinen
Hat jedes Rädchen seinen Lauf.
Es dröhnt wie Brandung, wie Lawinen:
Mein Oberschlesien, dir Glück auf!

Zwei Sprachen hört man bei uns sprechen,
Wie oft, daß jemand radebricht,
Doch gelte dies nicht als Verbrechen,
Denn doppelzüngig sind wir nicht.
Hier an der fernsten Landesmark,
Da wohnt ein Volk, so fromm und stark;
Verdächtigt nimmermehr sein Streben:
Es nimmt den Schimpf nicht in den Kauf!
Die treue Arbeit ziert sein Leben,
Mein Oberschlesien, dir Glück auf!

Das höchste Gut der Heimat Gauen,
Dem unser Schutz gilt allezeit:
Sind uns're Mädchen, uns're Frauen,
An Tugend reich und Sittsamkeit.

Sie stärken uns in Noth und Kampf
Und fürchten nicht den Kohlendampf;
Im dunklen Auge glänzt die Treue
Des Mannes Glück hält ihre Hand!
Begeistert tönt der Ruf auf's neue:
Glück auf, mein Oberschlesierland!

Und wo auf weiter Erdenrunde
Ein oberschlesisch Herze schlägt:
Es fleht in letzter, banger Stunde,
Daß man es in die Heimat trägt.
Vom Kampf um's Dasein ruht es aus
Am rauchgeschwärzten Gotteshaus,
Vom Heimweh in die Gruft getrieben.
Man pflanzt ein schlichtes Kreuz darauf
Und auf dem Querholz steht geschrieben:
Zur letzten Schicht, o Freund, Glück auf!



Julius Fischer-Gesellhofen.

Drei Adler*).

Die Herbstnacht lagert wie ein schwarzer Schleier
Auf Hüggelland und düst'rer Kiefernhaide.
Wo zwischen drei gewalt'gen Kaiserreichen
Der Przemsafluß sein reißend Wasser wälzt,
Hat's eine Kesseltreibjagd heut gegeben,
Auf menschlich Raubwild schoß man ohn' Erbarmen
Der lange Jan mit seiner schwarzen Bande
Hat's in der letzten Zeit zu arg getrieben
Mit seinen keck geführten Pascherzügen.
Sein ganzer Train ist heute abgefangen,
Gefesselt alle seine Spießgesellen,
Auf ihn allein noch fahndet man vergebens.
Der Teufel selber muß ihn schützend bergen,
Denn vor der Schützen seh'nden Augen fast
Ist er verschwunden, in die Nacht getaucht.

*) Aus „Am Webstuhl der Zeit“, Verlag von Baumert & Ronge, Großenhain.

Und durch den Wald verteilen sich die Jäger,
 Die dreier Herren Uniformen tragen.
 Denn um den Jan zu greifen, sind sie heut
 Von allen Seiten suchend aufgebrochen,
 Nachdem sie sich vorher genau verständigt.
 Den Wolf zu greifen sind die Schäfer einig,
 Wie sehr sie sich die besten Schafe neiden,
 Und einer nach des andern Schaden trachtet.
 Indessen liegt, gedeckt vom tiefen Dunkel,
 Im Przemslabett auf einer flachen Sandbank
 Der, den sie suchen, blutend ausgestreckt.
 Ein türkisch Blei hat ihm das Knie zerschmettert,
 Als auf dem Furtweg er entkommen wollte,
 Und hilflos brach er auf dem Sand zusammen,
 Eintönig rauscht um ihn die Przemslawelle,
 Vernehmbar wandelt sich ihr Gurgellaut
 In seinem Ohr zu dumpfer Worte Schall,
 Und: schuldig, schuldig! klingts ihm unaufhörlich.
 Sobald die Flut vom Wind getrieben brandet,
 Klatscht hämisch sie am Sande: Pascher, Pascher!
 Dazwischen hört er's an des Ufers Wöschung
 Von Zeit zu Zeit auf leisen Sohlen schleichen,
 Und krallt sich angstvoll in den feuchten Grund.
 Die trockne Kehle brennt in heißem Durste,
 Die Wunde schmerzt, und doch muß er die Lippen
 Zusammenpressen, daß kein leichtes Stöhnen
 Erleichternd der gepreßten Brust entsteige,
 Verrätherisch die Wellen übertönend.

Jetzt schallt vom Ufer wiederum ein leichter
 Vorsicht'ger Schritt, steht wieder still, kommt näher,
 Ein Fuß tritt klatschend in das leichte Wasser,

Der andere auch — o Gott! Der Unterschluß
Des todeswunden Mannes ist entdeckt!
Entdeckt — das ist des grausen Endes Anfang!
Vor seinen Augen flackert's ihm wie Feuer,
Die Angst läuft ihm im Rückenmark hernieder,
Dann streckt die Hand sich aus wie hilfesuchend,
Und greift in's Leere; — seine Sinne schwinden,
Die Nacht umschleiert auch das geist'ge Auge;
Nur wie im Traum noch hat er die Empfindung,
Als neige sich ein menschlich Antlitz zu ihm,
Dann taucht ins Dunkel die bewußte Seele,
Und fühllos strecken sich die schlaffen Glieder.

Im Osten säumt sich rot des Himmels Kuppel,
Und ob des schwarzen Kiefernwaldes Wipfeln
Zieht sich ein goldiges Geflimmer hin,
Die finstern Schatten scheuchend und im Thale
Das lichte Widerspiel des Flusses weckend.
Am rechten Ufer naht ein Grenzsoldat
Mit dumpfem Tritt den harten Boden stampfend,
Er lüftet rasch die graue Filzkapuze,
Da in des Flusses Bett sein Blick gefallen.
„Ha, ha, Kujon, da liegst Du ja im Sande,
Den purpurroth dein Hundebhut gefärbt;
Na, wart, ich helf dir wieder auf die Beine!“

Doch wie er patzend durch die Furt gewatet,
Und auf die Flußbank just die Füße setzt,
Erhebt sich neben dem Verwundeten
Ein bleiches, thränenfeuchtes Angeficht,
Und eines Mädchens angstgepreßte Stimme

Ruft bittend ihm entgegen: „Habt Erbarmen!“
Er aber grinst: „Erbarmen? ei, Kochanka,
Erbarmen giebt's nicht in des Zaren Dienst,
Und will mit plumper Faust den Wunden rütteln.
Da richtet sie sich ganz empor und löst
Vom Nacken eine schwere, goldene Kette
Mit einem edelsteinbesetztem Kreuz,
Reicht ihm mit Zittern das Geschmeide hin
Und fleht nach einmal weinend: „Habt Erbarmen“!

Der Russe grunzt in seine Filzkapuze,
Schiebt die Kleinodien in die weite Tasche,
Und tritt eilends ohne Gruß von dannen,
Im Waldesdunkel bald dem Blick entfliehend.

Doch immer heller wird die stille Landschaft,
Bald muß der Tag die Sicherheit verschlingen,
Den harten Häschern Ziel und Fährte weisend, —
O, all ihr Heiligen, erbarmt euch seiner!
Horch, wieder Dritte! Aus der Brücke Schatten
Kommt ein Schwarzgelber suchend angeschlichen.
Auch er ist gleich mit einem Sprung zur Stelle.
Doch, wie das Mädchen weinend zu ihm fleht
Und händeringend sich am Boden windet,
Sinkt ihm die ausgestreckte Hand zurück;
Und seine Augen mit der Hand bedeckend,
Brummt er im Gehen: „Mädel, mach kein G'schrei,
Und schau, daß euch die Andern nit erwischen.“

Das giebt der Jagenden den Mut zurück,
Da sie ein mitleidsvolles Herz gefunden,
Und klar vor ihren Augen steht der Plan,

Ihr Liebstes zu erretten und zu bergen.
 Mit übermenschlich schier geschwellter Kraft
 Hebt sie den runden Mann auf ihre Arme,
 Und schleppt ihn aufwärts waltend durch den Fluß.
 Jenseits der Brücke am schwarzen Pfahl
 Ist dichtes Unterholz, das wird ihn schützen,
 Bis weitre Hilfe sie herbei geschafft,
 Und dann — — „Halt,“ donnert es vom linken Ufer,
 Sie hebt bei dieser Stimme Laut zusammen,
 Als hätt' ein Fausthieb ihre Stirn getroffen.
 Dicht vor ihr steht im grünen Waffenrock
 Ihr eigener Vater mit erhobner Büchse.
 „Hierher den Burschen“ ruft er, noch im Anschlag,
 Und willenlos schleppt sie sich an das Land,
 Zu seinen Füßen jammernd hinzusinken.
 „O Vater, Vater, laß dein Herz erweichen,
 Verstoße mich, doch schenke mir sein Leben,
 Er ist mein Alles, laß mich mit ihm fliehn“ !

Der Alte sieht mit keinem Blick sie an,
 Und wendet sich, als hätt' er nichts vernommen,
 Dann schallt ein schriller Pfiff von seinen Lippen,
 Der von dem Bahndamm gellend wiederhallt.
 Da schreit sie angstgeheht von Neuem auf,
 Und halb erstickt entfliegen ihr die Worte:
 „O Vater, um der Seelen Seligkeit,
 Um meiner guten toten Mutter willen,
 Du tödtest D r e i , wenn Du uns beide fesselst,
 O Vater, ein'ger Vater, hab' Erbarmen.

Stumm bleibt der Alte, und mit harter Faust
 Hält er ihr zartes Handgelenk umspannt;

Herbeigeführt durch das Marmignal
Kommt eine Grenzpatrouille jetzt daher.
Die wetterharten Männer stehn betroffen,
Als sie den todeswunden Jan erblicken,
Und neben ihm das wohlbekannte Mädchen.
Das stumme Bild bedarf der Deutung nicht.
Ein Wink des Vorgesetzten, und gehorsam,
Doch feuchten Auges, fesseln sie den Pascher,
Und treten stumm den Weg an zur Station.

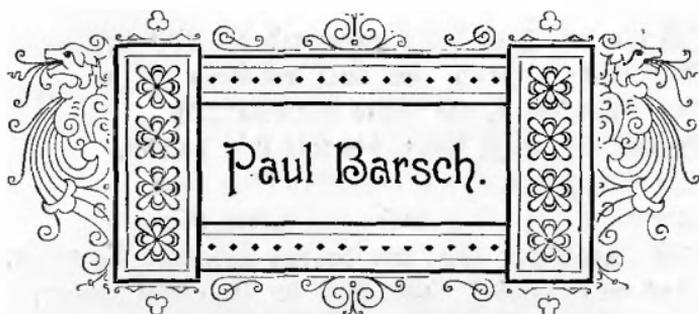
Jetzt erst verläßt den alten Mann die Haltung.
Zwei große Thränen zittern an den Wimpern
Und rinnen langsam in den grauen Bart.
Dann hebt er zart und sanft wie eine Mutter
Das arme blasse Mädchen, das bewusstlos
Zu seinen Füßen hingefunken, auf,
Und schreitet lautlos nach dem Dorfe hin,
Die freudelose Heimstatt zu gewinnen.

— — — — —

Jetzt ist der Herbsttag klar emporgeglüht,
Und mit Frohlocken schier bescheint die Sonne,
Dem Wald entstiegen, den Dreikaiserhügel.
Drei Adler stehn auf Pfählen ausgerichtet
Als Grenz wacht dort mit kaiserlichem Stolze.
Der eine scheint vom Sonnenlicht getroffen,
Voll Muth zu recken seine kräft'gen Schwingen
Und seine Fänge fröhlich auszuspreizen
Und wer die Sprache kennt der toten Welt,
Mag sonder Mühe sich die Worte deuten:
Beugt euch vor mir, zweihäuptige Gefährten,

Ich bin der Herr des Tages und der Zukunft;
Dem Phönix gleich, von dem die Sage meldet:
Der rechte Geist, die rechte Herrscherkraft
Beseelt die junge Brut, die mit mir horstet.
Der Pflicht gehorsam, dem Gewissen treu,
Kämpft sie mit sich allein nur harte Kämpfe
Und schenkt der Welt des holden Friedens Segnung,
Mag auch dereinst mein Nest in Flammen lodern,
Entfacht von Thorheit und von Haß geschürt, —
Ich werde doch mich aus der Asche heben
Als stolzer Ar, wie ich vordem gewesen.





Der Treue Lohn.

(Nach einem oberschlesischen Volksliede).

Die Sonne schien hernieder,
Kein Lüftchen kühlte die Gluth.
Schön Bietschen labt die Glieder,
O Trug! in verzauberter Gluth.
In's Schifflin hat sie genommen
Der Nig geschwind, geschwind.
„In meinem Reich willkommen
Du reizendes Menschenkind!“ —
Das Schifflin will versinken,
Schön Bietschen, Du mußt ertrinken
Wenn keins Dich retten mag!

„Mein Vater, mein Vater wird kommen
Du Böser, und retten mich.“ —
Der Vater hat es vernommen
Und rief: „ich rette Dich.“ —
„So laß Dein heiliges Streben,
Freiheit und Menschenrecht!“

Dein Töchterlein soll leben,
Doch Du sei Fürstenknecht! —
Das Schifflin will versinken,
Schön Lieschen, Du mußt ertrinken
Wenn keins Dich retten mag!

„So wird traut Schwesterlein kommen,
Das hilft mir sicherlich! —
Die Schwester hats vernommen
Und rief: „ich rette Dich.“ —
„So reiß' aus Deinem Herzen
Das Bild des Liebsten Dein,
Und laß bei Klosterkerzen
Zur Himmelsbraut dich weihn!“ —
Das Schifflin will versinken,
Schön Lieschen, Du mußt ertrinken
Wenn keins Dich retten mag.

„Ob Alle sich von mir wenden,
Lieb Mutter thut es nicht!“ —
Sie naht mit frommen Händen
Und blassem Angesicht.
„Dein Kind soll Dir wieder gehören,
Für alle Lebenszeit,
Doch mußt Du dafür verschwören
Die ewige Seligkeit!“
Das Schifflin will versinken,
Schön Lieschen Du mußt ertrinken,
Wenn keins Dich retten mag!

„O Mir, noch laß mich nicht sinken,
Noch ist's ja nicht zu spät!
Siehst Du den Jüngling winken?
Ich hab' ihn einst verschmäht. —
O hör' sein treues Klagen!“ —
„Er entsag' seiner Liebe fortan!“ —
Da tönt's: „Ich will entsagen!“ —
Da bricht der grause Bann.
Das Schifflein stößt zu Lande,
Schön Beschen im Brautgewande,
Die Treue rettet Dich! —



* Alfred Freitag. *

Die Sachseugängerinnen.

Sieh dort über'n Bahnsteig wandelnd,
Mit dem Führer unterhandelnd
Welche kräftigen Gestalten!
Von dem üppig vollen Nieder
Fällt ein bunter Rock hernieder
In gesteiften schweren Falten!

Hab' an ihnen mein Gefallen!
Rote Lippen wie Korallen,
Blanke, perlenweiße Zähne!
Auge blüht in feuchtem Glanze,
Und um's Haupt zu dichtem Kranze
Schlingen sich die braunen Strähne.

Folgend ihrem Hoffnungssterne,
Ziehen sie in weite Ferne,
Um für's Geld dort schwer zu frohnen.

Karge Schätze sich zu holen
Treibt sie's fort, die armen Polen,
Möge sich ihr Fleiß belohnen!

Doch wenn leer die üpp'gen Felder,
Herbstwind heult durch kahle Wälder
Kommen heimwärts sie gezogen!

Ob sie auch in fernen Landen
Alles, was sie suchten, fanden?
Ob die Hoffnung nicht gelogen?



Der Martätschen Bauer.

Mrüg auf der Oder gelben Wogen
Gefügt aus Kieferstämmen schwer,
Kommt das Martätschenfloß gezogen
Hinab den Weg zum blauen Meer.

Und auf des Floßes schwanker Mitte
Still des Gefährtes Lenker sitzt
In seiner strohbedeckten Hütte,
Die kaum vor Sonnenbrand ihn schützt.

Der Eichenwälder kühle Stille
Durchkreuzt der Alte teilnahmslos,
Der Ahrenfelder goldne Fülle
Schaut er mit stierem Blicke los.

Ihm bleibt es gleich, ob ihn begleiten
Dorf oder Stadt, Wald oder Sumpf;
Aus seinem Phlegma bringt zu Zeiten
Ihn nur der leere Pfeifenstumpf.

Und höchstens noch die Kohlenzille,
Die ihm zu langsam seitwärts lenkt,
Und in den Orten die Destille,
Wo einen bill'gen Schnaps man schenkt.

So wird er, wie seit langen Jahren
Auf der Martätsche hartem Schooß
Bis an sein Ende weiter fahren —
Stumpfsinnig, blöde, teilnahmslos.



Adolf Freyhan.

Mein Hüttenmeister.

Gu Land vom Feuerglanz durchglüht,
Ein Sang für dich, für dich ein Lied!
Wohlan, ich will's vollbringen!
Doch nicht der Schätze stolze Macht,
Nicht all dein Erz in tiefem Schacht
Beut mir den Stoff zum Singen.

Denn aus dem rauchgeschwärzten Schlot
Des Ofens und der Hütte loht
Für mich zur Wolkensphäre
Empor kein heller Flammenstrahl,
Kein Hammer schweigt zum harten Stahl
Das Eisen mir, das schwere.

Die schviel'ge Hand des Bergmanns bricht
Mit Haue und mit Grubenlicht
Nicht mir die schwarze Kohle;
Es fördert dumpfer Hammerschall
Auch nicht das gleißende Metall
Mir aus des Schachtes Sohle.

Doch aus dem schägereichen Gau
Erfor ich mir ein Weib, die Frau,
Die Freuden theilt und Sorgen.
Sie macht mir meine „Hütte“ werth,
Es raucht mein Schlot, es glüht mein Herd
Am Abend und am Morgen.

Sie fördert aus des Herzens Schacht
Vom frühen Tag bis spät zur Nacht
Den Schatz der treu'sten Liebe.
So lauter ist nicht all' dein Erz,
Mein Schlefien, als solch' ein Herz!
O daß es so mir bliebe!



Gustav Freytag.



Das Schmugglermädchen.

Die Kräh' fliegt über die Bäume
Zum Nest auf der rothen Buche;
Der Nebel quillt aus dem Bruche,
Mich quälen Angst und Träume.

Die Lichter im Moore flattern
Und drehn sich um die Wette,
Dort schwanen in langer Kette
Die Brüder und Gevattern.

Die dunkeln Gestalten wie Füchse
Mit blinzendem Auge schleichen;
Der Vater giebt die Zeichen,
Mein Liebster trägt die Büchse.

Ihm triest von dem spizen Gute
Der Thau auf die bleiche Wange,
Die Andern verhüllen sich bange,
Er lacht in trozigem Muth.

Die Andern kriechen im Dampfe,
Sein Haupt ragt über dem Schwarme,
Er regt die Lippen und Arme
Und ballt die Faust zum Kampfe.

Ihm leuchten die Augen wie Kohlen
Und brennen durch Busch und Steine,
Er hat mit dem heißen Scheine
Auch mir den Frieden gestohlen.

Er lag auf seinen Waaren,
Die Hand am Flintenrohre,
Zwei Tage neben dem Moore
Versteckt vor den Böllnerschaaren.

Ich trug ihm zitternd Speise
Und von den Wächtern Kunde
Und band ihm seine Wunde;
Da sprach er bittend und leise:

„Morila! darf ich reden
Von dir zu deinen Brüdern?“
Mir zuckt es in allen Gliedern,
Als zög' er mich mit Fäden.

Er riß mich heftig nieder
Und küßte mich auf die Wange
Und flüsterte: „Sei nicht bange,
Mir spricht wohl keiner zuwider.“

Drauf zog er aus dem Ballen
Und breitet über die Haide
Und wieder auf uns Weide
Die schönsten Schleier von allen;

Nahm meinen Kamm aus dem Haare
Und faßte die schwarzen Zöpfe,
Band unsere beiden Köpfe
Wie Rosen zu einem Haare.

Was Königinnen stecken
An goldgeschmückte Stirne,
Das soll die Schmugglerdirne
Im grünen Kraut verdecken.

So lagen wir unter den Blättern
Verhüllt durch weiße Decken,
Und darf mich keiner wecken
Von Brüdern und von Weibern.

Heut schleichen sie zum Strande
Um Geld für das Trinkgelage,
Ich stehe zitternd am Schlage
Im rothen Brautgewande.

Die Gule schreit von der Buche,
Kein Stern des Himmels schimmert,
Nur unten tanzt und flimmert
Das Leichenlicht im Bruche.

Maria, Gebenedeite,
Erbarme dich des Gatten,
Verdecke mit schwarzen Schatten
Den Mond nur heute, heute!

Ein Blick von des Königs Mutter!
Von Tritten dröhnt die Erde,
Commandoruf und Pferde! —
Erbarmen, heilige Mutter!

*

*

*



Gustav Frommelt.

Der verfallene Schacht.

Auf einsamer Halbe ein einsames Haus!
Von düsteren Tannen umnachtet,
Daneben ein Stollen im Schooße des Bergs,
Wo früher der Bergmann geschachtet.
Verfallen das Haus und von Stürmen umweht,
Durchflattert von Käuzchen und Gule,
Ein Kreuz der einsame Wanderer schlägt,
Erblickt er's nächtlicher Weile.

Verfallen der Stollen im Schooße des Bergs,
Verschüttet von wüstem Gesteine,
Der Gnom treibt hier nur sein düsteres Spiel
Im salben Mondenscheine.
Wie anders schauten vor Zeiten einst drein
Das Haus und der Stollen daneben —
Von fröhlichen Menschen der Schacht durchwühlt,
Im Hause fröhliches Leben.

Aus schwarzer Tiefe der Bergmannsgruß
Drang hell und fröhlich zu Tage,
Am freundlichem Heerde die Mutter erzähl'
Den Kindern manch' lauschige Sage.
Im Hause wohnte der Herr des Schachts
In liebender Seinen Mitten,
Und für den Edlen, der Armen Freund,
Oft stiegen zum Himmel die Bitten.

Denn der Bergmann liebte den wackeren Mann,
Grüßt' froh ihn, fuhr er zum Tage,
Er liebt' ihn als Helfer in Unglück und Noth,
Der liebeich vernahm seine Klage.
Ein lockiges Mädchen, ein blühender Knab'
Im Hause lachten und spielten,
Auch sie schon im jugendlich weichen Gemüth,
Erbarmen mit Elenden fühlten.

So lebten zufrieden die Edlen im Haus,
Zufrieden der Bergmann im Schachte,
Bis plötzlich aus blauer sonniger Höl
Das Unglück wie Wetterstrahl krachte.
Zum dreißigsten Male der Tag erschien,
Da die Gattin des Herren geboren,
Zum heiteren Feste an diesem Tag
Hat man sich den Stollen erkoren.

Ein Saal sich fand, in der Tiefe des Schachts,
Vom Hammer des Bergmanns gehauen,
Aus flimmerndem Erze die Wände gefügt,
Bei Facetglanz herrlich zu schauen,

Zum Feste geschmückt von der Knappen Hand,
Geziert mit den Blumen der Haide.
Auf Tafeln mit schneeigem Linnen bedeckt,
In Flaschen der Spender der Freude.

Viel Freunde entboten aus Nah und Fern,
Das heitere Fest zu verschönen!
Der Knappen Musik zur Tafel blies,
Das Ganze würdig zu krönen.
Ein lustiges Treiben im weiten Schacht;
Hell Klang der Sang in der Kunde,
Der Herrin ertönte manch' Lob und Wunsch
Aus fröhlicher Knappen Munde.

Da horch! ein entsetzlicher Donnerkrach,
Daß der Erde Tiefen erbeben,
Erbarmen, o Himmel! Hab Mitleid doch,
Mit armem Menschenleben.
Ein Angstschrei, schrecklich gellend ertönt,
Erstarrend an's Menschenherz dringend;
Ein Schrei, den der schwache Sterbliche thut,
Im Arme des Todes ringend.

So weit des Schachtes Gewölbe sich dehnt, —
Nachtsschwarz kommen die Wogen,
Und Alles, was da von Leben zeugt,
In schaurige Grüfte sie zogen.
Die Pfeiler, sie brechen wie schwaches Rohr,
Es bricht der Berg in der Kunde;
Verschwunden der Stollen — — und Alles mit ihm
Bis auf die heutige Stunde.

Von unterirdischen Fluthen ein Quell
War plötzlich zu Tage gedrungen;
Hat Lieben und Leben, Jung und Alt
Im dunklen Schooße verschlungen.
Soviel man suchte, soviel man grub,
Kein Leichnam war zu finden,
Gebettet wohl waren und sind sie noch
In der Erde tiefinnerstem Grunde.

Doch zieht dort ein Wanderer bei später Nacht,
Da hört er ein seltsames Klingen,
Ein Hülferrufen, gespenstig leis,
Aus dem Schooße des Berges dringen.





❖ Adelaide von Gottberg. ❖



Schlesien.

Zwar Deinem Schooße nicht entsprossen,
Lieb' ich dich doch, mein Schlesierland,
Hab' deiner Schönheit Reiz genossen,
Fest hält dein Zauber mich gebannt!
Wer oft wie ich sie durste schauen
Im Morgen- und im Abendlicht,
Die Berge, Flüsse, Wälder, Auen, —
Vergißt sein Leben lang sie nicht.

Dort weilt ein Volk, das treu und bieder
Uns offen blickt in's Angeficht:
Urwüchsig klingen feine Lieder
Wie feine Sprache — fernig, schlicht.
Du bleibst, mein Schlesierland, ob ferne
Von Dir mich auch das Schicksal trieb,
— Wo ich geweilt so oft und gerne, —
Dem Herzen teuer stets und lieb!

Romantisch ragen Bergesgipfel,
— Schneekoppe, Kynast, — stolz empor,
Im Hochwald rauschen grüne Wipfel,
Drin singt im Lenz der Vögel Chor;

Das Märchen und die Sage halten
Gebirg und Thal im Zauberbann,
Man spürt geheimnißvolles Walten
Von Nixbezahl, dem Wundermann.

Hier sieht man Tausende sich regen,
Um kraftgeschwellt, mit heißem Muth'n
Tief aus der Erd' des Landes Segen'
Metall und Erz, an's Licht zu ziehn;
Die Kohle wird empor gehoben,
Zieht in die Welt aus dunklem Schacht;
Die Arbeit hat, der Fleiß dort oben
Wohlstand, Gedeih'n dem Volk gebracht.

Den schwarzen, ruhigen Gestalten,
Die emsig schaffend thätig sind,
Daß jene Feuer nicht erkalten,
Durch die man Reichthum, Gold gewinnt
In Hüttenwerken und Fabriken, --
Mit Freuden jeder drückt die Hand;
Sie ist's, die mit hilft, zu beglücken
Das einst so arme schöne Land.

Bin ich auch nicht in dir geboren,
Mein vielgeliebtes Schlesien du,
Hätt' gern zur Heimat dich erkoren,
Bei dir gesucht nach Stürmen Ruh'!
Behüt' dich Gott im Süd' und Norden,
Und in dir meine Lieben all.
Was du aus eig'ner Kraft geworden,
Gepriesen sei's mit lautem Schall! —



❖ Paul Grotowsky. ❖

Ein Dichtergrab.

Dem Andenken meines Freundes Richard Frank*).

Ihr saht aus seinen Augen lodern
Des Dichters hehre Schaffenskraft,
Doch tief im Busen ließ er modern
Sein goldnes Lied in dumpfer Haft.
Mit seinem Harfenspiel zerfallen,
Floh'n ihn des Sanges Nachtigallen,
Daß scheu der Lorbeer sich verbarg
Bis heute, da die Freunde legen
Auffschluchzend mit Gebet und Segen
Den vollen Kranz auf seinen Sarg.

Mein toter Freund! Dein reines Singen,
Das scholl wie Neolsharfenklang,
Das rollte hin wie Wellenklingen,
Bald minnesüß, bald schwermuthsbang!

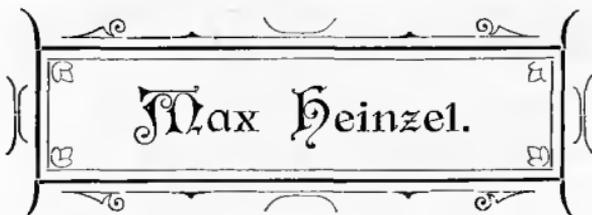
*) Gestorben am 11. August 1893 in Zabrze.

Doch priesterhaft schlugst du die Leyer
Zum Preise festlich=hoher Feier,
Dann warfst du von dir jede Frohn:
In Ierchenjubelnden Accorden
Schwoll hin die Wucht von deinen Worten
Und rauschte aus wie Orgelton!

Ja, reich warst du von Gott begnadet,
Und eh' von Leiden du gewußt,
Hast du im Sange dir gebadet
Von Erdenbrodem frei die Brust,
Und mit der Hand, die sich erkoren
Das Harfenspiel, hast du beschworen
Der Freunde Bund: du hieltst den Eid!
Du hattest stets in Lust und Schmerzen
In deinem treu bescheiden Herzen
Für Jeden einen Platz bereit!

So schlaf' denn sanft im grünen Hügel
Fern unter Schlesiens Himmelszelt.
Dein Geist ersahnte längst die Flügel
Zu stillem Flug in jene Welt.
Es fängt der Wind in den Cypressen:
Du bleibst den Feinden unvergessen!
Wo marmorweiß die Kreuze stehen,
Dort in dem fernen Gottesgarten
Wird oft, dein frühes Grab zu warten,
Im Geiste ihre Liebe gehn!





Gesang der Bergknappen.

Aus dem gold'nen Tage steigen
Wir hernieder in den Schacht,
In die einsam stille Tiefe,
In die düst're, dunkle Nacht.
Und nach alter Bergmannsart,
Die wir schlicht und fromm bewahrt,
Tönt der Gruß auf uns'rer Fahrt:
Glück auf! Glück auf!

Sei die Arbeit uns gesegnet,
Wenn die Hand das Fäustel schwingt,
Und das Licht der Grubenlampe
In dem Stollen traulich blinkt.
Schirme Gott uns vor Gefahr,
Schirm' er, mächtig, wunderbar,
Uns, der Knappen schwarze Schaar:
Glück auf! Glück auf!

Heimlich lauert mancher Dämon
Unten in der Erde Grund,
Der in finst'rem Zorn geschworen
Ew'ge Feindschaft unser'm Bund —

Daß uns keiner übersfällt,
Schütz' in seinem Himmelszelt
Uns der Herr, der starke Held —
Glück auf! Glück auf!

Schlag' in Ketten er den Unhold,
Der uns grimm Verderben sinnt,
Daß er froh uns wiedersehau
Unser Heim mit Weib und Kind.
Ist's auch schmucklos, eng und klein,
Schließt's doch unser Liebstes ein,
Unstres Herzens Sonnenschein —
Glück auf! Glück auf!

Streut das Leben auch nicht Rosen,
Ist die Welt doch wunderschön,
Wunderschön die theure Heimat
Mit den wälderreichen Höh'n.
O, du herrlich Schlesierland,
Wo der Kindheit Wiege stand,
Dir sei unser Gruß gesandt:
Glück auf! Glück auf!

Schlägt uns unser letztes Stündlein,
Fahren wir zum Grabeschacht,
Wo ein sel'ger Friede waltet
In der traumlos stillen Nacht.
Doch, eh' unser Auge bricht,
Eh' verlischt des Lämpleins Licht,
Uns're bleiche Lippe spricht:
Glück auf! Glück auf!

Mei äberschläisches Weibel.

Wie ich no a Junggefelle
Frisch vu Herz und Sinne woar,
Schüttelt' ich a Kupp wull uste
Mit dem galen blunden Hoar —
Wenn de Mutter und se sproach,
Daß ich wigeliren söllde,
Wu a schmuckes Mädcl säß',
Gene su mit Gelde —
Denn verstiecht, am Ehestand
Foand und foand ich kee Bergniegen,
Ducht' ock a doas Kinderschrei'n
Und a's Kinderwiegen.

Gleich a'm Vogel uf'm Boome,
Läbt' ich lustig, läbt' ich frei,
Scheert' a Geier nich im Surgen
Ei dam funn'gen Kusenmai —
Roam ich su beim Mondenschein
Aus der Bräuerei, der Schänke,
Krigt' ich Kevermande nich,
Hiert' ich kee Gezänke.
Wenn ich loag ei meinem Poocht,
Kunnd' a Ferscht ni besser liegen,
Ducht' ich su a's Kinderschrei'n
Und a's Kinderwiegen.

Aber su ein Überschläschen,
Wu die viel'n Schurrsteene stieh'n
Und die Hoammer hämmern, bummer'n
Und die ruthen Feuer glieh'n,
Hoa ich uf ner lust'gen Hurt,
Die der Bruder durt gemacht,
Umgekrempeelt mich reglär
Ei 'ner eenz'gen Nacht —
Su a Schwoarzkupp thoat mer'sch aon
Und ich thoat a Kiffel kriegen,
Ducht' nimmeh a's Kinder'schrei'n
Und a's Kinderwiegen.

Und jekunder muß ich lachen,
Wenn ich's sachte überlä,
Wie mer vur der Heiroath graute —
Und mei liebes Weibel fäh!
Gloobt's, ein ganzen Schlesierland,
Got's kee herrlicher Gemütte,
Got's kee Herze meh, wie doas
Wuller Lieb und Güte —
Ihe hoan ber schön a'n Jung'n
Ei da weißen Betteln liegen:
Ach, woas is doas fur a Glück,
Su a Engerle zu wiegen!



Oberschlesier in der Fremde.

Dort, wo die schwarzen Diamanten
Tief ruhen in der Erde Schacht,
Wo sie die ätzende Maschine
Herauf holt aus der öden Nacht,
Dort liegt die arme, sand'ge Scholle,
Wo einstens meine Wiege stand:
Das ist, dem Herzen ewig nahe,
Mein liebes, theures Heimathland.

Ich seh's vor mir in stillen Träumen,
Bin ich von ihm auch noch so weit,
Ich denke meiner wunderfel'gen,
Der gold'nen, sonn'gen Kinderzeit —
Ein Glück, wie ich es da genossen,
Ich nimmer, nimmer wieder fand,
Drum bleibt mir ewig unvergeßlich
Mein liebes, theures Heimathland.

Ich hab' viel Schöneres gesehen
In Gottes zaubervoller Welt,
Und oft wohl hat mir meinen Busen
Die Pracht und Herrlichkeit geschwellt —
Doch wenn daheim der lichte Christbaum,
Die Tanne, auf dem Tische stand,
Da dacht' ich Dein in heißem Sehnen
Mein liebes, theures Heimathland.

Und hat Natur auch Deine Auen
Mit lichten Farben nicht geschmückt,
Daß sich das Auge, trunken staunend,
An Deiner Reize Pracht entzückt —

Grünt Dir der Wald doch frisch und fröhlich
In Winterschnee und Sonnenbrand
Und singt im Lenz Dir tausend Lieder,
Mein liebes, theures Heimathland.

Und mögen sie Dich auch verlästern,
Daß Du voll Schloten, Rauch und Qualm,
Daß kümmerlich auf Deinen Feldern
Nur spricht des gelben Kornes Halm —
Stolz kannst Du Dich des Reichthums rühmen,
Den Du gewinnst mit fleiß'ger Hand
In riesenhast gewalt'ger Arbeit,
Mein liebes, theures Heimathland.

Das Feuer, das in Deinen Hütten
In sternenhellen Funken sprüht,
Das Eisen, das in rothem Strome,
Geschmolzen, aus dem Ofen glüht —
Der Klang der Hämmer, den ich höre,
Wenn mich Erinn'ung hold gebannt,
Ist Poesie für mich, viel süße,
Mein liebes, theures Heimathland,

Und sterb' ich' — ach! nicht in der Fremde
Will ruh'n ich und begraben sein,
In Deinem heil'gen Boden will ich
Verschlafen alle Erdenpein —
Gieb Himmel, daß ich's noch erreiche,
Gib mir des Lebens Sonne schwand,
Daß ich erreich' das vielgeliebte,
Das theure, traute Heimathland.



Hoffmann von Fallersleben.

Sechs Uebersetzungen
polnischer Volkslieder der Oberschlesier.

I.

Krieg bei Ratibor.

(Roger Nr. 1.)

Der Major, der sandte
Einen Brief an mich:
Sollen ausmarschieren,
Ausmarschieren soll auch ich.

Muß verlassen Vater,
Mutter, Liebste mein,
Muß marschieren drüben
In das Preußenland hinein.

Nach der Grenze reiten
Alle Mann für Mann,
Aber Furcht und Bangen
Hebt in unseren Herzen an.

Krieg wird sein, und toben
Wird's um Matibor sehr,
Blut wird viel vergossen,
Blut wie Wasser aus dem Meer.

Krieg wird sein und schrecklich
Geht es ringsum her:
Glücklich der Soldat dann,
Der gesund zu Hause wär'!

Krieg wird sein und schrecklich
Seh' ich's rings um schon:
Mehr als Eine Mutter
Wird verlieren ihren Sohn.



II.

Warnung.

(Roger Nr. 88.)

Bei dem Staudner Hofe dort
Wird schon wieder grün die Au,
Und es hat ein Mägdlein
Dort gehütet einen Pfau.

Und es war der kleine Pfau
Sehr verwöhnt durch Liebelei,
Und er riß dem Mägdlein
Seine rothe Schürz' entzwei.

Ach, nicht ich bin Schuld daran,
Sondern nur mein Mütterlein,
Weil sie mich nicht strafte
Damals, als ich war noch klein.

Wie die Kiefer in dem Wald,
Wuchs ich, wuchs ich ja empor,
Doch mein goldnes Kränzlein,
Ja das Kränzlein ich verlor.

Fragen will ich, fragen jetzt
Alle, alle Fische klein,
Ob sie etwa sahen,
Schwimmen sahn mein Kränzlein.

Freilich sahen, sahen sie's,
Doch das Kränzchen war nicht ganz,
Denn gefallen waren
Vier der Weilchen aus dem Kranz.

Vier der Weilchen aus dem Kranz,
Weißer Rosen zwei zugleich —
Laßt euch nicht verführen,
Kaudner Mädchen, merkt es euch!



III.

Nur sie ist todt!

(Roger Nr. 122.)

Weit ist die Welt hinaus,
Weiter noch der Liebsten Haus.

Sattelt mir mein Pferd, wohlan!
Daß ich zu ihr reiten kann.

Und gesattelt wird's im Nu
Und er eilt der Liebsten zu.

Als er kommt zum Hof hinein,
Stehet fest das Pferd wie Stein.

Mutter sieht den Reitersmann:
Steig vom Pferd und komm heran! —

Von dem Pferde steig' ich nicht,
Seh' ich doch die Liebste nicht. —

Deine Liebste siehst Du nie,
In der Erde schlummert sie. —

Wüßt' ich doch das Grab, sofort
Ritt ich nach dem Kirchhof dort.

Und als er das Grab erschaut,
Betet er gar lang und laut.

Mariannchen, Herzchen mein,
Sprich ein einzig Wort allein! —

Ach, wie ist das möglich, wie?
Neben doch die Todten nie. —

Alle Mädchen tanzen nun,
Meins nur muß im Grabe ruh'n.

Alle geh'n betränkt gar fein,
Meins nur ruht im Todtenschrein.

Alle freut des Frühlings Pracht,
Meins nur schläft in Grabesnacht.



IV.

Hin sind meine frohen Tage.

(Roger Nr. 127.)



Du kleiner Sperbervogel,
Hoch wohl fliegst Du!
Wenn Du hörtest Neuigkeiten,
Bring mir eine zu! —

Freilich hört' ich Neuigkeiten,
Doch nicht gute dort:
Eben führt man Deine Liebste
Zu der Trauung fort.

Zwei'n ist recht, daß sie sie führen,
Und dem Dritten leid,
Und dem vierten bricht das Herze,
Daß er sie nicht freit.

Zwischen Brautjungfrauen knieet
Sie am Hochaltar,
Schön wie Aepfel zwischen Blättern
Glänzen wunderbar. —

Zwischen Junggesellen knieet
Er am Hochaltar,
Schön wie Rosen zwischen Blumen
Prangen wunderbar. —

Hin sind meine frohen Tage,
Nie mehr sing' ich, nie,
Und wenn ich nach Hause komme,
Wein' ich stets um sie.

Wen doch beweinst Du?

(Roger Nr. 212.)

Grüben im Thale nahe dem Buchwald,
 Da wo der Weg vorüber geht,
 Raget ein Hügel neben den Hügeln,
 Auf dem ein Kreuz mit Christi Bild steht.

Unter dem Kreuze knieet ein Mägdlein,
 Weißes Gewand sie ganz umschleicht,
 Und aus den wilden funkelnden Augen
 Thränen sie unter Schluchzen vergießt.

Wen doch beweinst Du, liebliches Mägdlein,
 Vater wohl oder Mütterlein?
 Wen doch bedeckt der Hügel, der frische?
 Sollten es gar die Brüder wohl sein?

Weder den Vater, weder die Brüder,
 Noch auch das liebe Mütterlein —
 Ach, den Geliebten, ach, und mein Herze
 Scharren in diesen Hügel sie ein.

Jeglichen Morgen, jeglichen Abend
 Wein' ich um ihn nun stets wie jetzt,
 Habe mit seiner Seele geredet,
 Habe mit Thränen die Blumen benezt.

Weineft umsonst nur, klagest umsonst nur!
 Nimmer von selbst er je erwacht:
 Ach, es erfreut ihn keine Musik mehr,
 's ist vor dem Aug' ihm ewige Nacht.

VI.

O weine nicht um mich!

(Roger Nr. 250.)

O weine nicht um mich,
Daß ich ein Priester bin!
Du weißt, den goldnen Ring
Den bracht ich Dir.
Doch wolltest Du ihn nicht,
Gabst kein Händlein mir.

O weine nicht um mich,
Daß ich ein Priester bin!
Studenten giebt es viel
Noch auf der Welt,
Dreist kannst Du wählen Dir,
Welcher Dir gefällt.

O weine nicht um mich,
Daß ich ein Priester bin!
Seh' ich die erste Mess'
Um Hochaltar,
Dann bring' ich auch für dich
Gott das Opfer dar.

O weine nicht um mich,
Daß ich ein Priester bin!
Geb' ich den Kelch empor
Herzinniglich,
Werd' ich zum lieben Gott
Stehen auch für dich.

O weine nicht um mich,
Daß ich ein Priester bin!
Und kommt von Deinem End'
Einst Kunde mir,
Dann laß ich läuten gleich
Alle Glöcklein Dir.

O weine nicht um mich,
Daß ich ein Priester bin!
Daß Du gestorben bist,
Das weiß ich dann,
Und daß Du mich geliebt,
Sag' ich jedermann.

O weine nicht um mich,
Daß ich ein Priester bin!
Und senken sie dich ein
Zur ew'gen Ruh',
Wird brechen mir das Herz
In demselben Nu.

O weine nicht um mich,
Daß ich ein Priester bin!
Und bin gestorben so,
Mein Lieb, auch ich,
Laß' ich zur Seite dir
Auch begraben mich.



Ein Blatt auf Roger's Grab.

So warst Du, so bist Du geblieben:
Du kanntest weder Lohn noch Günst;
Der Menschheit Leiden war dein Lieben,
War deine Wissenschaft und Kunst.

Dir ist's wie wenigen gelungen,
Erkannt zu sein in deiner Zeit;
Du hast den Kranz der Lieb' errungen,
Den Kranz der Lieb' und Dankbarkeit.

Du, der uns Trost und Heil gegeben,
Und nur das Beste wollt' und rieth,
Nur einmal hast Du uns im Leben
Betrübt — als deine Seele schied.

Du lebst, Du lebst in unsern Herzen,
In unsrer Lieb' und Dankbarkeit,
In unsern Freuden, unsern Schmerzen,
Du lebst für uns in jeder Zeit.





Eugen Jaffa.

G e s e n k.

In Benthen noch vor fünfzig Jahr'
Ein Capuzinerkloster war;
Doch sangen dessen fromme Brüder
Nicht nur Psalmen, Bußelieder —
Sie gaben Rathbedürft'gen Rath
Und fehlten nicht, galt es die That.
Der Bravste von der frommen Schaar
Wohl Pater Cölestinus war.
Der spricht nicht zum gelehrten Schein
Die Red' mit Griechisch und Latein;
Nein, deutsch, daß er verstanden werde,
Sprach stets er zu der frommen Heerde. —
Als einst das Weihnachtsfest erschien,
Steht unser Pater Cölestin
Undächtig, das Brevier zur Hand
Hoch oben an der Kanzel Rand.
Und spricht: „Geliebte in dem Herrn!
Ich hätte gar von Herzen gern,

Da heut das frohe Fest uns lacht,
Auch ein Geschenk Euch dargebracht;
Doch müßt Ihr Eines nur bedenken:
Was kann ein armer Pater schenken?
Und wie ich grüble, ob am End'
Ich nicht doch Etwas schenken könnt,
Da fällt mir ein, geliebte Leute,
Ich schenk' Euch meine Predigt heute!“.
Sprach und verschwand. Die fromme Schaar
Mit dem Geschenk zufrieden war.



* * * * *
Heinrich Jurascheck.
* * * * *

Verlorenes Heim.

Am waldigen Hügel, am plätschernden Bach,
Da steht eine einsame Hütte.
Einst schirmte das alte, das moosige Dach
Echt deutsche und trauliche Sitte,
Und folgte der Wanderer dem Bächlein im Lauf,
Hier grüßt' ihn ein frohes, ein helles Glückauf. —

Die Linden, die alten, sie rauschen so sacht,
Erzählen aus früheren Tagen:
„Einst haben die Väter durch Tag und durch Nacht
Ihre Scherflein zusammen getragen;
Dann fügten zum Hause sie Stein hin auf Stein,
Und später, da zogen die Enkel hinein. —

Es blühte ihr Glück in dem freundlichen Haus,
Die Schwalben sie kamen, sie flogen.
Es hatte der Knappe jahrein und jahraus
Der Tiefe die Schätze entzogen;
Doch mußte er täglich in Pulver und Dampf
Mit dem Kobold bestehen gefährvollen Kampf.

Der schwur, sich zu rächen. Einst eilte er fort,
Getrieben von feindlicher Lücke!
Er fordert die Geister, sie stürmen vor Ort,
Sie brechen die Firste in Stücke.
Es bersten die Berge mit Donnergebraus,
Sie rollen zur Tiefe, sie füllen sie aus. —

Und hoch über Lage die Hütte so traut,
Urpöblich begann sie zu schwanke.
Die Scholle, auf welcher die Väter gebaut,
Sie brachte der Kobold zum Wanken.
Es löste sich wieder vom Steine der Stein,
Und hoch durch das Dach schau'n die Wolken hinein“.

Die Linden, die alten, sie rauschen so sacht,
Fast klingt es dem Knappen wie Klagen. —
Sie haben zum Abschied ihm Grüße gebracht
Aus fernem, vergangenen Tagen. —
Es hat ihn der Berggeist mit rächender Hand
Von der Scholle der Väter für immer verbannt.





Oskar Justinus.

Die einzige Post.

Gottvergeffenste der Städte,
Unglückseliges Trauernest —
Erst zum Abend bläst das Posthorn
Und so lange kleb' ich fest.
Zwölfe summt die Rathhausuhr.
Ach, sechs kleine Stündchen nur
Muß unweigerlich ich warten, —
Nicht ein Billard, keine Karten,
Ach, ich armer, armer Mann,
Der am Tag nicht schlafen kann.

Schon hab' ich mich satt gegessen,
Meine Kunden rings besucht,
Keine Krämerfrau vergessen,
Jeden Auftrag scharf gebucht.
Bum — es schlägt. Das war erst eins.
Helfe mir der Gott des Weins
Mosel — Rhein und Pfälzer Neben
Selbst Tokayer steht daneben,
Ach, ich armer, armer Mann
Der soviel vertragen kann.

Um die Stunden zu verzaubern
Schleich' ich in die Küche fort,
Mit der Köchin will ich plaudern,
Doch die spricht kein deutsches Wort.
Halt — es schlägt. Das war erst zwei,
Lange ist's noch nicht vorbei!
Polen jezt die Stube füllen,
Würfeln, rauchen, zechen, brüllen —
Ach, ich armer, armer Mann,
Der nicht polnisch sprechen kann.

Zehnmahl zählte ich bis hundert,
Zehnmahl ging ich um das Haus;
Und die Jugend blickt verwundert,
Denn die Schule ist jezt aus.
Dreimal summt's vom Thurm herab,
Mit dem Schlage sechs gehts ab!
Ja, seit vielen, vielen Jahren
Ist hier Niemand durchgefahren.
Eines Fremden Angesicht
Sah'n die ält'sten Greise nicht.

Eines Sichhörnchens am Kettchen
Sprünge hab ich gründlich satt,
Dreimal las ich's Wochenblättchen,
Und das Kreisverordnungsblatt.
Von dem Thurme hallt es vier.
Noch zwei Stunden bleib ich hier
Hundertzwanzig der Minuten
Nur! Dann wird der Schwager tuten;
Wenn schon vier der Stunden schwanden,
Wird wohl auch der Nest bestanden.

Ja, am längsten hat's gedauert
Und Minuten rinnen schnell.
Ahnungsfroh hat's mich durchschauert,
Als es von dem Thurme hell
Scholl mit lautem Glockenschlag
Fünffmal. Schon neigt sich der Tag,
In der Stunde meines Scheidens,
An der Grenze meines Leidens
Lagert sich ein goldiger Schimmer
Durch das vollgerauchte Zimmer.

Ueberwältigt von dem Warten,
Ueberwältigt von dem Glück,
Schau' ich nach dem kleinen Garten
Und es dämmert vor dem Blick,
Bis die Glocke rufend dröhnt,
Bis ein Posthorn höhrend tönt,
Wehe — losgelöst und heiter
Hab' ich unbekümmert weiter
Tief geschlummert, süß geträumt
Und die einzige Post — — verfäumt.





Hugo Kegel.

Gruß an Oberschlesien.

Glück auf, mein schlesisch Oberland,
Glück auf, viel tausendmal!
Glück auf, mit Deinem Kohlenstaub
Und Gichten ohne Zahl!
Glück auf mit Deiner Essen Gluth
Und Deiner Schloten Rauch,
Glück auf, mit Deinem Biederfinn
Und schlichtem Volkesbrauch!

Wie hab' ich oft nach Dir geschaut
Von ferner Berge Höh'n,
Wo nur ein Schornstein stieg empor,
Da glaubt' ich Dich zu sehn
Und wenn es scholl wie Hammerklang,
Zurück zu Dir mich's trieb,
Zu Dir, mein schlesisch Oberland,
Dem Hammerklang zu Lieb'.

Dort ist mein Heim und meine Welt,
Wo Arbeit wohl gelingt,
Doch eine Menschheit arm und blaß
Um's Dasein schafft und ringt!

Im heißen Schweiß des Angesichts
Muß essen sie ihr Brot
Und kämpfen einen Riesenkampf
Mit ihrem Erbfeind — Noth.

Schon tausend Jahre kämpfst Du ihn,
Mein Heimathland — und mehr!
An allem, was die Erde schmückt,
Bist Du so arm und leer!
Dir sind die Matten ohne Grün,
Die Felder brach und kahl,
Nur Schlacken, Kohlenstaub und Schutt
Wärmt Dir der Sonne Strahl.

Erst drunten in der Erde Schooß
Ruhn Deine Schätze tief,
Der ganze Reichthum einer Welt,
Die märchenhaft entschlief;
Dort glänzt in seiner dunklen Pracht
Der schwarze Diamant,
Dort blitzt der Schächte funkelnd Aug',
Das Erz von steiler Wand.

Wer aber jene Schätze gräbt
Und an das Licht sie bringt,
Die Erze wäscht im Feuerbad
Und sie in Formen zwingt,
Sie ist's, die tausendhänd'ge Noth,
Die bleich zur Arbeit greift
Und nur durch bitterer Arbeit Ernst
Zu Menschenwürde reift.

Denn wo die dunklen Hallen stehn,
Drin hier die Essen sprühn,
Dort stöhnt und hebt ein Räderwerk,
Die Last ans Licht zu ziehn.

Dort hat des Fortschritts hehrer Geist
Die Tempel sich erbaut,
Auf jene Wolken schwarzen Rauch's
Sein Auge lächelnd schaut.

Noch mit des Fortschritts Schaar in Glied
Kämpfst der Verräther Bahn,
Er trägt wie sie ein schwarzes Kleid
Und strebt auf dunkler Bahn!
Er drängte gern den Geist zurück,
Der jetzt das Reich ihm raubt —
O dränge nur! sein Hammerschlag
Zermalmt Dir bald das Haupt!

Dann bricht der Wahrheit und des Licht's
Ersehnter Morgen an,
Dann ist der Arbeit Fluch gebannt,
Ihr Sklav' ein freier Mann.
Und dann wird Lieb' und Friede sein,
Wo Haß und Zwiespalt nur, —
Bestegt vom Geist der Leidenschaft,
Bestegt wie die Natur!

Und weil ich schon im Geiste seh'
Heranzieh'n diesen Tag,
Hab' ich so lieb den Kohlenstaub,
So lieb den Hammerschlag,
Drum preis' ich Dich, mein Heimathland,
Mein Oberland so sehr,
Und ruf Dir zu aus vollster Brust:
„Glück auf!“ — zur Wiederkehr.



Meiner Vaterstadt.

Zum 25 jährigen Jubiläum der Stadt Kattowitz
am 29. Dezember 1891.

Nach Schlesiens Grenzen fliegt mein Lied
Zu froher Festesstunde,
Dorthin, wo hin das Herz mich zieht
Bei jeder Heimathskunde,
Denn wo die letzten Adler stehn,
Bereit zu neuem Siege,
Die letzten deutschen Fahnen wehn,
Stand meiner Kindheit Wiege.

Wo von der Arbeit Feuerschein
Erglänzen rings die Felder,
Vom Hammerschlag beb't das Gestein
Und wiederhall'n die Wälder,
Dort, wo der starke Menscheng Geist
In's Erdreich tief gedrunge,
Ihm seine Schätze kühn entreißt
Und die Natur bezwungen —

Da war dereinst mein Vaterhaus,
Wohnt Mütterlein noch heute! --
Den Vater trug man längst hinaus
Bei dumpfem Grabgeläute.
Doch über seinem Hügel still
Laut rauscht die Friedhofseiche
Das Siegeslied von Vionville,
Das Lied vom deutschen Reiche.

Es kam herauf die neue Zeit,
Hell strahlt die Kaiserkrone,
Die sich in ihrer Herrlichkeit
Vererbt von Sohn zu Sohne;
Fest steht das Reich in seiner Macht
Auch hier, auch an den Grenzen
Und wie am Rhein als treue Wacht
Die stolzen Adler glänzen.

Und unter seinem Schirm, so stark,
Ward sie zum sichern Posten,
Die letzte Stadt in Schlesiens Mark
Des Deuththums hier gen Osten,
Durch deutschen Geist und deutschen Fleiß,
Durch Bürgerfinn und Sitte
Gesegnet war Dein Müh'n, Dein Schweiß
In Schacht und Eisenhütte.

Jung wie das Reich, ein Eichenblatt
In Deutschlands Städtekranze,
Grüß ich Dich, meine Vaterstadt,
In Deinem Festesglanze!
O wachse, blühe und gedeih'
Bis in die fernsten Zeiten,
Der deutsche Geist, er macht dich frei, —
Er wird Dich fürder leiten.



Den Lehrern Oberschlesiens.

Auf einem Boden, der Kultur nicht kannte,
Der mehr als ein Jahrtausend brach gelegen,
In finst'rer Wildniß und in Barbarei,
Wo nur ein ungesittet Volk gelebt
Und wilde Thiere beutelehzend hauf'ten,
Den jagend nur des Fremblings Fuß betrat,
Auf diesem Boden, jetzt die letzte Scholle
Des neu-erstand'nen deutschen Kaiserreiches,
Wo Rußlands hier, dort Oestreichs Marken ragen,
Erlühte uns der Heimath trautes Glück
Und segensreiche, volle Thätigkeit.

Ein and'res Leben, eine and're Welt
Erhob sich aus dem Staube jener Horden,
Die diese Fluren in der Vorzeit Tagen
Mit ihrem wüsten Kriegsgeschrei erfüllt,
Die ohne Bildung, ohne höh'ren Sinn
Des Lebens Zweck nur in Zerstörung suchten,
Die nicht der Arbeit innern Frieden kannten,
Und dieses Bodens Schätze nicht und Werth.

Ein düst'res Bild erschließt sich un'rem Blick,
Schau'n wir zurück in jene dunkle Zeit,
Wo der Tartaren wilde Völkerschaa'en,
Wo Polen, Böhmen und Ruthenen sich
In rohem Thatendrang dies Fleckchen Erde
Zu blut'ger Kämpfe Tummelplatz erkoren.
Da scholl durch diese Wälder nicht wie heut
Der Arbeit friedlich emsiges Getöse,
Des Ambos' und des Hammers heller Klang!

Da glühte nicht wie heut aus heißen Effen
Des Fleißes Feuerschein durch laue Nächte
Und wehten nicht des Dampfes weiße Fahnen
Von Schornstein hin zu Schornstein ihren Gruß,
Die stolzen Siegesbanner der Kultur. —
Von Waffenlärm, von Schlachtenruf und Kampf,
Von Wehzen und von Stöhnen nur erbebte
Weit hin die Luft — und von der Hütten Brand
Geröthet war der mitternächt'ge Himmel,
Aus Schutt und Trümmern stieg des Rauches Säule.

Doch nach und nach in der Jahrhundert Zug
Ward's Licht und Lichter, wandte sich der Sinn
Vom Morden, Rauben dem Erwerben zu.
Zum Spaten griff die schwertgewohnte Hand
Und in das Erdreich stach sie tiefe Wunden,
Heilbringend für die kommenden Geschlechter.
Denn ungeahnte Schätze, unermeslich
Erschlossen sich dem Blick des Uckernden. —
Doch war nicht leicht und müßlos der Gewinn:
Errungen mußte werden, was gefunden,
Durch harter Arbeit schweres Tagewerk!
In heißen Kämpfen galt es, der Natur
Die in der Erde Schooß verschloffen Schätze,
Die Erze und den schwarzen Diamant,
In den der Urwelt Flora sich verwandelt,
Die dunkle Kohle, männlich abzurufen,
Aus tiefer Nacht zu fördern an das Licht.
Und aus der rauhen Schale des Gesteins
Im Feuerbade erst gelang's, den Kern
Des edlen blinkenden Metalls zu lösen,

An dessen Glanz, zum Segen wie zum Fluch,
 Das Herz, der Sinn der ganzen Menschheit hängt,
 Das unsres Daseins seltsam Uhrwerk treibt.
 — Das Morgenroth der neuen Zeit ging auf
 Und unter dem erhab'nen Fürstenschutz
 Der Hohenzollern, unter Markgraf Georg
 Und jenes großen Königs Friedrich,
 Der dieses Land dem Slaventhum entriß,
 Erwachte mit dem Geist des deutschen Lebens,
 Mit deutscher Sprache und mit deutscher Art
 Auf diesen Stätten wildester Entartung
 Ein menschenwürdig, volksbeglückend Streben.

Und heute? — Wie ein traumhaft Riesenvolk
 Müßt' dies Geschlecht, das jetzt hier lebt und schafft,
 Den Urbewohnern, den viel kräftigern,
 Wenn aus der Gruft sie plötzlich tauchten, scheinen,
 Als hätt', anstatt verringert, sich vermehrt
 Die Menschenkraft in das Unendliche,
 Denn die Natur mit ihren Elementen,
 Denn Luft und Erde, Wasser selbst und Feuer,
 Die ganze Elfen-, ganze Gnomenwelt
 Ist seinem Willen heute unterthan
 Durch des erwachten Menschengestes Sieg. —
 Die rohe Kraft, das rohe Element,
 Die planlos nur gewüthet ehedem,
 Sie fügen sich jetzt weisheitsvollem Sinn
 Und wirken fort nach Regel und Gesetz,
 Die kühner Denker Genius erschuf.
 Da, wo die Kraft der Menschenhand versagt,
 Beginnt der Dampf, der neue Weltbezwinger,
 Des Feuers und der Fluth gewalt'ger Sohn,
 Sein mächtig Werk, beseelt er Erzkolosse

Mit ew'gen Leibern, eisernen Gelenken
Durch seinen warmen, lebensvollen Hauch.
Sie sind es, die aus tiefster Erde Schooß
Dem Menschen fördern an das Tageslicht
Die Schätze einer längst entschlaf'nen Welt.
Und and're wieder treibt der Menschenwille,
Der selbst dem Himmel seine Blicke nahm
Und der sie dann der Menschheit Sprache lehrte,
Zu Träger der Gedanken sie geweiht,
Von Land zu Land auf eh'rnen Schienenwegen,
Von Meer zu Meer durch Wogen und durch Sturm,
Den Weltverkehr durch alle Zonen führend.

So hat der Fortschritt, die Kultur gesiegt
Auch an des Reiches weit entleg'nen Grenzen;
Wie vielen auch noch ihre Wohlthat fremd —
Ein neuer Odem weht durch diese Wandel!

Wer aber sorgt, daß das Errung'ne nicht
Verloren geh' den kommenden Geschlechtern?
Daß dieser strebsam kraftbewußte Sinn,
Daß diese Bildung und Gesittung sich
Auf Kind und Kindeskind vererb' und mehre
Und hebend auch auf jene Schichten wirke,
Die deutschem Wesen, deutschem Wort noch fremd?

Ich weiß Euch eine treu erprobte Schaar! —
Nach Sämannsart, so schreitet sie durch's Land,
Jahr aus, Jahr ein in heißem Tagesmüh'n,
Und Samen streut sie, unvergänglichen
In Kindesherzen hoffnungsfreudig aus!
Denn uns're Jugend, uns're Kinderwelt,
Sie ist der Menschheit fruchtbar Saatgefeld
Für edlen und verheißungsvollen Trieb,

Und uns're Lehrer sind es, die die Saat
 Des Ewigen in dem Vergänglichem
 In diese zarte Frühlingserde streu'n.
 — So seht Ihr auch im Oberschlesierland
 In ernstem Wirken unsere Mentor'schaar
 Das Gute pflanzen in des Kindes Brust,
 Des Deutschthums nimmermüde Pioniere!
 Und wenn zum Bessern sich die Zeit gewandt,
 Wenn ein gesittet Volk auf diesem Boden
 Jetzt lebt und schafft in menschenwürd'gem Thun:
 Sie haben Theil an des Erfolges Palmel
 Sie sind es auch, die das Erreichte nicht
 Versinken lassen mehr in Unkultur,
 Die weiter von Geschlecht es zu Geschlecht
 In treuer Liebe pflegen woll'n und fördern
 Und weiter tragen, bis im ganzen Volke
 Nur eine Sprache und ein ein'ger Sinn,
 Bis jede Hütte und bis jedes Herz
 Von deutschem Nationalgefühl erfüllt,
 Damit die Grenze, die die Przemsa zieht,
 Auch eine geist'ge Landesgrenze sei.



In tiefster Noth.

(1880).

Wie thut 's mir weh, mein Heimatland,
Daß deine Arbeit ruht,
Daß manchen wack'ren Mannes Hand
Nicht mehr ihr Tagwerk thut;
Daß Du so tief in bitterer Not,
Daß selbst die Freiheit Dir gebricht
Mit schweiß bedecktem Angesicht
Zu ringen um Dein Brot.

Wohin ich lausche, schweigt der Klang,
Der einst mein Herz erhob,
Der Arbeit heller Sturmgesang
Sein Funkensprüh'n verstob, —
Wohin ich schau, die Glut verlohnt
Die einst helleuchtend in das Land
Des Fleißes Feuerschein gesandt
Von Esse, Gicht und Schlot.

Du armes Land, nun doppelt arm —
Wer hilft in solchem Leid,
Wenn nicht Germania lieberwarm
Den starken Arm Dir leiht?
All-Deutschland hilf! Thu Deine Pflicht,
Ein Bruderstamm um Hilfe fleht,
Der Armut stummes Angstgebet
Aus bleichen Mienen spricht.

Das Volk, das bittend zu Dir schaut
Und sich in Thränen härt,
Für dich den dunklen Schacht bebaut
Und deinen Herd dir wärmt
Und ob auch nicht die Sprache gleich,
Ein gleiches Fühlen alle eint:
Des Oberschlesiens größter Feind
Ist, wer ein Feind vom Reich.

Drum lausche auf, Germania,
Hilf Deinem ärmsten Kind,
Entblößt von allem steht es da
In Elend, Frost und Wind.
Reich' ihm die sanfte Mutterhand
Und drück' es warm an deine Brust,
Daß es sich auch einmal bewußt
Wie stark sein Vaterland.





Marie Kern. ❀ ❀



Der oberschlesische Dichter.

Im Lorberhain der Poesie
Versammeln sich die Musensöhne
Beseelt von edler Harmonie,
Begeistert für das Hohe, Schöne.

Sie kamen auch von fern und nah,
Von Berg und Thal, vom Meeresstrande
Und huldvoll lauscht Poëtica
Dem Lob aus deutschem Vaterlande.

Manch' gutes Bild wird hier entrollt
Vom trauten, heimatlichen Orte,
Das Herz der deutschen Säng'er zollt
Germaniens Reizen goldne Worte.

Und nur ein einziger steht und schweigt
Von all' den tausend stolzen Dichtern,
Das Aug' gesenkt, das Haupt geneigt —
Jetzt spricht auch er, bescheiden, schüchtern.

„Ich bin ein oberschlesisch Kind,
Ein sogenannter Hinterwälder. —
Arm ist mein Dorf, dort häuft der Wind
Nur Staub und Ruß auf dürre Felder;

Dort giebt es weder Berg noch Strom, —
Noch alter Burgen Mauer=Kefte,
Kein Ahnenschloß und keinen Dom
Und keine prunkenden Paläfte.

Die Hütten find mit Stroh gedeckt,
Viel Elend wälzt sich durch die Gassen,
— Nichts, was zur Schaffensfreude weckt,
Kann hier des Dichters Herz erfassen.

Da plötzlich hallt ein Glockenton
Vom nahen Kirchlein mir entgegen,
Er ruft des Bergwerks schwarzen Sohn
Zur Andacht und zum Abendsegen.

Bald sammeln um den Kohlenschacht
Sich ernst bewegt die Grubenleute,
Wie wenn der Weg in Grabesnacht
Für sie den letzten Gang bedeute.

Auf blicken sie zum Himmelsthron,
Fromm falten sie die ruß'gen Hände
Und beten zu dem Schutzpatron,
Daß Er der Arbeit Segen spende:

O, höre unser innig Flehn!
Bitt' du zu Gott, daß Er uns schütze,
Laß uns die Sonne wiedersehn,
Erhalte Weib und Kind die Stütze.

Und mit dem Abschiedswort „Glück auf“
Steigt in den Schacht der Bergmann nieder
Und noch einmal tönt es herauf:
„Glück auf“, so Gott will, kehrt ich wieder.

Mich aber sagte, wie noch nie,
Ein stolzes, wonniges Empfinden,
Daß solch ein Schatz von Poesie
In Oberschlesien zu finden“.

So sprach der jüngste Musensohn,
Da fiel ein Lorbeerzweig hernieder
Auch ihm als schönen Dichterlohn
Für seine heimatlichen Lieder.



A. Oskar Klausmann.

Verschüttet*).

Schilderung aus der Erzählung „Glück auf!“
aus dem Bergmannsleben.

Von

A. Oskar Klausmann.

Vierzig Menschen im Bergwerk verschüttet! Vierzig Menschen, die mit allem Denken und Fühlen am Leben hängen! Vierzig Menschen lebendig begraben, dem Untergange preisgegeben!

Die Bohrmeißel knirschen im Gestein, Schlägel und Eisen schmettern klingend nieder auf die Wand, die das Leben vom Tode scheidet. Mit der Kraft der Verzweiflung werden die Keilhauen geschwungen und tiefe, schmale Rinnen reißen sie in den Sandstein. Krachend bricht der Dynamit hier ein Stück der Felsenwand zusammen; auf's Neue wühlen sich die Bohrmeißel in den Felsen, und wenn die Hände, die sie schwingen, ermattet niederfinken, dann greifen

*) Ist in das Italienische übersetzt worden und als populäre Brochure in Trapani (Sizilien) 1889 erschienen.

frische Hände zu, um das Werk fortzuführen, das Werk der Rettung der Kameraden, die hier eingeschlossen, verschüttet sind, dreihundert Fuß tief unter der Erde.

Von einem verlassenen Stollen her war das schwimmende Gebirge*) durchgebrochen, plötzlich Alles erstickend, Alles in feinen schlammigen Fluthen begrabend, was nicht Rettung finden konnte in eiliger Flucht vor dem ärgsten tückischen Feinde des Bergmanns.

Der Zugang zum Hauptschacht war versperrt, die gelblichen Schlammassen hatten sich bis zur Grundstrecke vorgeschoben und verhinderten so den direkten Ausweg aus dem Stollen, in dem die vierzig Bergleute eingeschlossen waren. Es war indeß jedenfalls anzunehmen, daß diese noch lebten. Sie hatten sich ohne Zweifel nach dem Oberflöz flüchten können, von dort aber gab es für sie keinen Ausgang.

Von einer Strecke des östlichen Oberflözes wurde nun eine neue Strecke nach der Gallerie durchgebrochen, in die sich die Verunglückten wahrscheinlich gerettet hatten. Kam kein neuer Durchbruch des schwimmenden Gebirges, erstickten vorher nicht die Eingeschlossenen, so konnten sie gerettet werden, aber Eile that noth, höchste, dringendste Eile.

Deshalb wurde gearbeitet mit Anstrengung aller Kräfte, mit der Energie der Verzweiflung, mit dem Muth, den Pflichttreue und Nächstenliebe verliehen.

*) Schlammige Wasser, die in Höhlungen des festen Gesteins eingeschlossen liegen und deren Vorhandensein vor ihrem Durchbrechen durch kein besonderes Anzeichen zu erkennen ist. Daher ihre verheerenden Wirkungen.

War doch auch für die am Rettungswerk Beschäftigten die Gefahr keine geringe und ein erneuter Durchbruch konnte die Retter zusammen mit den zu Rettenden vernichten.

Wegen der Enge des Raumes konnten an der neuen Durchbruchsstelle nur wenige Mannschaften arbeiten. Das Gros der Belegschaft war im westlichen Felde damit beschäftigt, Dämme gegen das weiter vordringende, schwimmende Gebirge zu errichten. Aus Balken, Rundhölzern, Tannenreisig, Stroh, Dünger und Steinen wurden Barrikaden errichtet, welche die Strecke bis zur Firste dicht abschlossen. Verstärkungen an den Seitenwänden sollten diesen Dämmen Festigkeit und Sicherheit verleihen. Unmittelbar hinter dem ersten Damm wurde ein zweiter, hinter diesem ein dritter errichtet. Galt es im östlichen Felde die Rettung der Arbeiter, so galt es hier die Rettung und Erhaltung des ganzen Bergwerkes.

Während so unten im Schoße der Erde hangende Menschen den Geistern der Tiefe die Opfer wieder abzurufen suchten, durchzitterte die Menschen, die um den Ausgang des Schachtes über Tage versammelt waren, Angst und Schrecken, Hoffnung und Verzweiflung. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von dem Unglück, das im Bergwerk geschehen war, verbreitet. Von der Arbeiterkolonie her, die mit ihren ganz gleich gebauten Häusern sich dort unten an dem Rande des mächtigen Tannenforstes hinzieht, waren die Angehörigen, die Freunde, die Nachbarn Derer, die unter Tage in den Banden des Todes lagen, herbeigeeilt. Weinende Menschen, die den Ernährer, den Gatten, den Vater, den Sohn, den

Bräutigam suchten, deren Rettung sie ersehnten, für deren Leben sie fürchteten und hofften!

Entsetzen und Furcht herrschte auch bei den Männern, die über Tage zurückgeblieben waren. Auf freiem Felde, in kurzer Entfernung von den Gebäuden der Zeche, war ein mächtiger Trichter entstanden. Er bezeichnete jene Stelle, wo unter der Erde das schwimmende Gebirge seine Höhlung verlassen hatte, die nun jetzt von der nachgestürzten Erde ausgefüllt war. Haustief war dieses Loch, das sich mitten im saatenbestandenen Acker gebildet hatte, deutlich anzeigend, welche Gefahr das Bergwerk und die in ihm befindlichen Menschen bedrohte.

Keine Nachricht drang von unten herauf zu den Harrenden. Leuchtend schien die Mittagssonne auf Feld und Wald herab; doch ihre Strahlen, ihre Lichtfluthen ließen die geängsteten Menschen hier oben mit nur noch größerem Entsetzen an die Finsterniß da unten denken, die ihre Lieben umfing, welche vielleicht nie wieder das Tageslicht sehen, die Luft athmen sollten, die im Sonnenglanze flimmerte. Leise Gebete murmeln hier die Lippen der Frauen, an deren Kleidern die weinenden Kinder hängen, thränenlosen Auges stiert dort die Greisin vor sich hin, die ihren einzigen Sohn verschüttet weiß, ihr einziges Kind, die Stütze und Freude ihres Alters.

An der Rettungsstelle dröhnen indeß die Schüsse weiter, unter deren Getrach die spröde Steinwand stückweise zusammenbricht, klingt das Gezähe,*) das nimmermüde Hände schwingen.

*) Die Bergmannshäue.

Tiefer und tiefer mühen sich die Bergleute in das Gestein hinein, sich gegenseitig anfeuernd durch Zurufe, angetrieben durch die aufmunternden Worte der Beamten, die das Rettungswerk überwachen. Einen Augenblick ruhen wiederum Bohrer und Keilhaue, weil frische Hände die Ermüdeten ablösen. Da schreit einer der Arbeiter auf und deutet nach der Steinwand. Der Athem stockt bei Allen, die vor Ort sich befinden.

Mit gespannter Aufmerksamkeit, lautlos horcht Alles nach dem Gestein. Tönt es nicht wie leises, kurzes, taktmäßiges Klingen aus demselben — noch leise und kaum vernehmbar, wie aus weiter Ferne?

Ist es Täuschung? Ist es Wirklichkeit? Klingt dieses Geräusch nicht etwa nur in den Ohren der Lauschenden, durch das Toben des Blutes, das durch ihren Körper rast?

Das Ohr preßt sich an den kalten Stein. Kein Athemzug regt sich.

Nein, es ist keine Täuschung! Die Eingeschlossenen leben, sie haben es vernommen, daß man an ihrer Rettung an dieser Stelle arbeitet, sie arbeiten von jenseits den Befreiern entgegen.

„Sie leben! Sie leben!“

Durch die Strecken pflanzt sich der Jubelruf fort bis zur Sohle des Schachtes, durch das Sprachrohr fliegt die Kunde hinauf zu den Harrenden, zu den geängstigten, gepeinigten Menschen, die oben Stunden lang auf Nachricht geharrt, sich in Hoffen und Bangen verzehrt haben.

Sie leben! Sie werden gerettet werden, wenn nicht ein neues furchtbares Unglück hereinbricht.

Ob sie aber Alle leben? Niemand weiß es. Neue Zweifel, neues Bangen zieht in die Herzen ein, die noch eben erst aufjauchzten im Jubel der Freude.

Doch frischer Muth erfüllt die Ketten unter Tage. Mit verdoppelter Wucht fallen die Eisen auf das Gestein. Die langen Gußstahlbohrer werden glühend heiß in ununterbrochener Arbeit. Stück auf Stück fällt von der Wand, deutlicher und lauter klingt das Arbeitsgeräusch von jenseits der Wand zu den Kettlern herüber.

Die Dämmerung des lauwarmen Sommerabends hat sich inzwischen oben herabgesenkt auch auf die Stelle, wo verzweifelte Menschenherzen mit Hoffnung und Furcht in endlos langen Stunden gerungen haben. Nun, da die Gewißheit für die Harrenden kommen soll, verlieren sie fast die Kraft, die letzte, die härteste Prüfung zu ertragen.

Die Verschütteten, die Eingeschlossenen sind gerettet, doch nur sechsunddreißig sollen das Tageslicht wiedersehen. Vier von ihnen sind verloren, sind von den durchbrechenden Massen des schwimmenden Gebirges überrascht worden. Ihre Leichen liegen wohl inmitten der Schlammassen begraben, welche durch ihr Eindringen die Katastrophe herbeiführten, und Jahre kann es dauern, bis man die Ueberreste der Männer auffinden wird, die hier gestorben sind in ihrem Beruf, in Erfüllung ihrer Pflicht, tapfer und treu, wie der Soldat vor dem Feinde.

Wohl ist die Kunde, wie viele gerettet seien, hinauf gedrungen, wo die Angehörigen zugend harren. Man kennt die Zahl, doch nicht die Namen Derer, die verloren sind, und so hat denn jeder der Harrenden ein gleiches Recht, noch immer zu fürchten und zu hoffen.

Ein Theil der bei dem Rettungswerke beschäftigten Mannschaften entsteigt der Schachtöffnung, und Einer nach dem Anderen schwingt sich von der letzten Fahrt*) auf die Hängebank**) herüber, um sofort umringt zu werden von fragenden, forschenden, ängstlich um Auskunft bittenden Menschen. Die Aufgefahreneu können auch noch keine Auskunft geben.

Doch nur Geduld, die Geretteten nahen selbst. Bleich und erschöpft von Arbeit, Todesangst und Aufregung fahren sie, unterstützt von ihren Kameraden, aus, um überwältigt von Gefühlen und Erschöpfung ihren Angehörigen in die Arme zu sinken.

Mit welch' fürchterlichem Bangen haben unterdeß Diejenigen die Auffahrt der Geretteten erwartet, welche nicht schon unter den Ersten ihre Angehörigen entdeckten. So oft ein neuer Geretteter der Schachtöffnung entsteigt, in dem sie nicht den erwarteten Bruder, Vater, Sohn oder Bräutigam erkennen, schwindet ihnen ein Stück Hoffnung, steigt in ihnen die fürchterliche Angst auf, daß ihr Angehöriger zu den vier Verlorenen zähle.

Der Letzte der Geretteten ist dem Schacht entstiegen und in die Arme seiner weinenden, durch das Warten auf das Höchste aufgeregten Angehörigen gesunken.

*) Leiter. Gehen und Steigen im Bergwerk nennt der Bergmann „Fahren“.

**) Plattform rings um die obere Schachtöffnung.

Vier Frauen knien noch, Gebete murmelnd, neben der Schachöffnung.

Ihr Harren war umsonst. Jene Vier sind verschüttet und verloren. Nur ihre Leiber werden noch einmal an das Tageslicht befördert werden, denn das Berggesetz schreibt es vor, daß die Leichen aller Bergunglückten aus den Bergwerken hervorgeholt werden müssen, und koste das selbst viele Tausende, und seien Monate lange Arbeiten dazu nöthig.



Die ersten Schüsse.

Eine Jugenderrinerung.

Der 27. Juni 1866 brach herein. Es war für Preußen ein Buß- und Betttag. König Wilhelm hatte diesen Tag bestimmt, um den Sieg für die preussischen Waffen zu erflehen, um alle die Menschen im Lande, die aus dem Grunde ihres Herzens zu Gott bitten wollten, in den Kirchen zu vereinigen.

Weiß Gott, wie sehr wir an der Grenze den Sieg erflehten; lastete es doch selbst auf uns Kindern wie ein schwerer Druck, wie die Ahnung des kommenden Unglücks!

In Sehweite lag die Grenze; dort drüben tummelten sich die österreichischen Kavalleriepatrouillen, und preussischerseits war die Grenze unbefestigt. Es zeigte sich bald hier, bald dort ein Detachement Landwehr mit alten Miniégewehren; man stieß zeitweise auf Ulanenpatrouillen, aber diese preussischen Truppenabteilungen verschwanden immer wieder ebenso rasch, wie sie erschienen waren.

Ringsum auf den Kohlenzechen ruhte die Arbeit, nur die Zinkhütten, deren Betrieb nicht eingestellt werden durfte, qualmten dicke Rauchwolken aus ihren Dächern, ganz wie an den Wochentagen.

In langen Schaaren zogen die Bewohner der Dörfer nach dem benachbarten Myslowitz. Hunderte eilten nach der Stadt, um hier dem Gottesdienste

beizuwohnen, um ihr Leid, um ihre Sorgen dem Herrn im Himmel zu unterbreiten. Die weinenden Frauen und Kinder, die auf den Straßen dahinschritten, wußten ihre Gatten und Väter bereits draußen im Felde; es waren die Angehörigen von Reservisten und Landwehrmännern, die, getreu dem Befehl, in den brudermörderischen Krieg gezogen waren. Tiefenst schritten auch die Männer einher. Sie dachten an die Schrecknisse der kommenden Tage, an all' die Fährnisse, die der Familie, die dem Ort, die dem Vaterlande drohten. Dachte doch keiner an einen leichten Sieg der preussischen Waffen; war man doch der festen Ueberzeugung, daß ein lange, lange dauernder blutiger Krieg begonnen habe, dessen Ende unabsehbar und über alle Maßen ungewiß war.

Ein dumpfes Krachen, lang nachhaltend, erschreckte die Bewohner der Dorfschaften, die nach der Kirche zu Myslowik zogen. Unfern bei Slupna hatte ein plötzlich erschienenes Detachement preussischer Pioniere den preussischen Landpfeiler der Eisenbahnbrücke gesprengt, die über den Grenzfluß Przemsa führte.

Wer noch gezweifelt hatte, daß es Ernst werden würde, daß auch er direkt von den Dräuen des Krieges getroffen werden würde, der wurde jetzt eines Anderen belehrt! —

Die Pfarrkirche von Myslowik war ein von außen recht schmuckloser Bau. Ein ziemlich hohes Kirchenschiff nahm einige hundert Andächtige auf und ein kurzer Turm mit einem Helm aus Holzschindeln ließ den ganzen Kirchenbau gewissermaßen dürftig und ärmlich erscheinen.

Die Kirche war gefüllt bis auf den letzten Platz. Tausende von Menschen umgaben die Kirche und füllten mit lebensgefährlichem Gedränge den Kirchenplatz, der ringsum durch eine ziemlich hohe Steinmauer von den ihn umgebenden Straßen der Stadt abgeschlossen war. Diese Tausende da draußen konnten weder von dem Gottesdienst etwas sehen, noch etwas von der Predigt hören; aber sie wollten an geweihter Stätte im Verein mit Anderen ihre Bitten Gott vortragen, ihre geängstigten Seelen stärken.

Die Orgel begann in der Kirche zu spielen und ein polnisches Lied wurde gesungen. Die Tausende vor der Thür, welche die Kirche umlagerten, sangen mit, und im Inneren der Kirche hörte man, wenn ein Vers verklungen war, noch die verspäteten Stimmen der draußen Stehenden.

Der Präbendarius Schmidt bestieg die Kanzel, um das Hochamt mit der Predigt einzuleiten. Ein liebenswürdiger, prächtiger und über alle Maßen geachteter Herr war der Präbendarius Schmidt; ein jovialer, heiterer Lebemann außerhalb seines Amtes, ein gern gesehener Gast in den Familien aller Konfessionen ohne Ausnahme, ein Wohlthäter der Armen, ein Meister des Wortes, ein tadelloser Geistlicher in seinem Amt und Beruf.

Wie ernst war heut das Gesicht des sonst so heiteren geistlichen Herrn! Auch auf ihm lasteten die hangen, drückenden Sorgen, auch auf ihm lastete der Kummer, die Angst vor dem, was die nächsten Stunden bringen mußten, wie auf den Mitgliedern der Gemeinde, die er zu Füßen der Kanzel sitzen und mit sorgenvollen Mienen zu sich aufblicken sah.

In seiner schlichten, einfachen, tiefergreifenden Rede begann er hinzuweisen auf die Bedeutung des Tages. Jedes seiner Worte, aus dem Herzen kommend, ging zum Herzen der Hörer. Noch keine fünf Minuten waren seit Beginn der Predigt verflossen und lautes Schluchzen klang durch das Gotteshaus. Mächtiger, gewaltiger klangen die Worte des begeisterten, selbst tief ergriffenen Mannes von der Kanzel, und wenn ihm selbst die Stimme brach in Wehmut und Ergriffenheit, wenn ihm die Worte versagten und er einen Augenblick inne halten mußte, um sein eigenes Schluchzen zu unterdrücken, um seine thränenden Augen zu trocknen, dann klang es zu ihm herauf aus den Bänken der Kirche wie Jammergeschrei und herzerreißendes Klagen.

Ein dumpfer, eigentümlich tiefer, lang anhaltender Donnerton erregte die Aufmerksamkeit der Leute in der Kirche.

Dieser Ton wiederholt sich, und er klingt wie ein gewaltiges, langsam verhallendes „Bum“.

Ein drittes und ein viertes „Bum“ folgen rasch hintereinander. Der Redner auf der Kanzel stockt und lauscht erschreckt einen Augenblick. Schreck ergreift da unten die Gemeinde; verstummt ist plötzlich das Schluchzen und eine eigenthümliche Bewegung in der Menge, die dicht gedrängt das Kirchenschiff erfüllt, macht sich bemerkbar. Es scheint, als woge die Masse der Menschen hin und her, einem Aehrenfeld vergleichbar, über das der Wind fährt und dessen Halme er niederbeugt. Jeder weiß, was da draußen geschieht, und doch möchte er es sich selbst verbergen.

Bum, bum, bum

Das ist Kanonendonner in nächster Nähe; die Oesterreicher greifen an. Man hört die Bewegung in der Masse, die draußen die Kirche umlagert; man hört das eilige Laufen von vielen hundert beschuhten Menschenfüßen.

In der Kirche wächst und steigt die Erregung. Ein Flüstern beginnt, das immer lauter wird.

Da raffelt von draußen der Trommelwirbel des Generalmarsches. Die preußischen Flügelhörner setzen mit langgezogenen Tönen ein und blasen: „Das Ganze sammeln“.

Auf die Knie sinkt der Redner auf der Kanzel, und seinem Beispiel folgt die Gemeinde. Mit zum Himmel erhobenen Händen bittet der Geistliche Gott um Schutz im Augenblicke der Gefahr, die so plötzlich erschienen ist, die so unerwartet Alle überrascht hat. Dann erhebt er sich und giebt der Gemeinde den Segen und dann stürzt sich Alles aus den Thoren der Kirche hinaus auf die Straßen, wo Menschen mit bleichen, geängstigten Gesichtern hin- und herlaufen.

Näher und näher ertönt der Kanonendonner, und das Krachen von Infanteriesalven läßt sich jetzt auch hören. In Galopp durchjagen zwei Schwadronen Ulanen die Straßen der Stadt und sprengen der Grenze zu. Noch immer rufen die Hörner Generalmarsch. Die Marmruse gelten der Landwehr, die sich an einer Stelle des kleinen Marktplazes sammelt.

„Die Oesterreicher sind schon bei Slupna“, so geht das Gerücht von Mund zu Mund. Eine kleine Abteilung preussischer Landwehr hat die Grenze bis jetzt gehalten; sie ist zurück getrieben worden, die Oesterreicher sind bereits auf preussischem Gebiet.

Auf steilabfallendem Hügel nach der russischen Grenze zu liegt der Bahnhof von Myslowitz. Nur wenige hundert Fuß vom Fuße dieses Hügel entfernt fließt die Przemsza, die den Grenzfluß zwischen Preußen einerseits und Oesterreich und Rußland andererseits bildet. Ein Grenzgraben, welcher senkrecht auf den Flußlauf der Przemsza aufseht, scheidet oesterreichisches und russisches Gebiet jenseits des Flusses voneinander.

Auf der russischen Seite sah man die Infanterie und Kavallerie der Grenzwa che in Stärke von mehreren tausend Mann aufmarchiert; auf oesterreichischem Gebiet sah man lange Kolonnen von Infanterie und auf den Hügeln rechts ab sah man die blinkenden Läufe der Geschütze, welche immer noch nach der preussischen Seite hinüberfeuerten.

Ungefähr tausend Schritt vom Bahnhofs im Thal befindet sich ein Birkenwäldchen, durch welches der Weg nach Slupna führt.

In diesem Birkenwäldchen begann es lebendig zu werden. Die weißen Uniformen der Oesterreicher wurden sichtbar und bald begann das Plänkelfeuer nach dem Plateau des Bahnhofs hinüber zu krachen, von wo schreiend die Civilisten flüchteten, die das gesammte Plateau besetzt hielten.

Merkwürdiger Weise fuhren aber bald die oesterreichischen Geschütze auf dem Hügel ab. Man sah zurückmarschierende Infanteriekolonnen, und Niemand konnte sich erklären, was die plötzliche Rückwärtsbewegung der Oesterreicher bedeutete. Erst der nächste Tag brachte die Erklärung. Vier Meilen seitwärts, bei Oświęcim, fand das Gefecht zwischen preußischer Landwehr und Oesterreichern statt, welches unentschieden blieb, das aber stundenlang mit furchtbarer Hartnäckigkeit und kolossalem Verluste auf beiden Seiten geführt wurde. Die oesterreichischen Truppen die den Vorstoß auf Myslowitz machen sollten, wurden, bevor es zum Sturm auf die Stadt kam, zurück beordert, um ihren Kameraden bei Oświęcim gegen die preußische Landwehr Hilfe zu bringen.



C. Klings.

Aus 'm Rutkatelgebürge.

Mei Dörfel is nech lang und breet,
A Nastel kleen und niedlich,
Da wohn wer ei Gemütlichkeit
Gewägel underschiedlich.

Doas is a Woatschtern spät und früh,
A Pfeifen und Politschtern,
Der Gene übt ann' Psalmodie,
Die Andern schrein und zwitschtern.

Do sitzt de Gule naber'm Fint,
Der Sperlich beim Pirole,
De Nachtgoal, doas kleene Ding,
Bei anner tummen Tohle.

Ich bien a Katel frei und fruh
Und pfeif mei Lied und singe:
Herrgott, bewoahr mich immerzu,
Bur Leim und Sprentelschlinge!

De Darnuff.

Ei unsem Dörfel — ohne Zweifel —
Do sein wer olle oarme Leifel,
Wer hon nur su viel ein a Fingern,
Doß wir nu groade nech verhingern.

Zur Nut is Laben zu derhalen,
Spizhuben sänden nisch zu stahlen
Als kleene Kinder blus und Wiegen —
Jedoch, war wird die stahlen miegen?





Ober-Glogaus Wein.

Einst zogen lust'ge Burschen von dem Studentenor
Durch Oberglogaus hohes aus Stein gewölbtes Thor.
Bald saßen sie vergnüglich bei üppigem Kommerz
Und jubelten und sangen manch wiß'gen Solovers.

„Ich werde Euch erzählen 'ne wunderfame Mär“,
Begann da Einer lustig, — Historikus ist er —
„Hört, jüngst hab' ich gelesen, daß man hier Wein
[gepflanzt,
Als gen Mongolentücken sich Glogau nicht verschanzt“.

„Was Schlesiens Sonne zaubert als Säure in den Saft,
Das diente einst vorzüglich der tapfern Ritterschaft.
Zwölfhundert ein und vierzig, das ist die Jahreszahl;
Denn so stehts aufgezeichnet im Glogauer Annal“.

„Da waren uns're Ritter in großer Angst und Not,
Weil die Mongolen drohten mit Feuer, Schwert
[und Tod.
Doch, der das Wachstum schenkte und Schärfe Glo-
[gaus Wein,
Der half auch diesmal wieder aus aller Dual und Pein“.

„Es tranken die Mongolen damals ohn' Unterlaß,
Die Führer, wie die Scharen von diesem edlen Raß,
Bis es die Kehlen brannte, bis alle Glieder matt
Zu tiefem Schlafe sanken auf ihre Lagerstatt.

„Die Oppersdorfer Ritter nun zogen mutig aus
Und schlugen ihre Feinde sofort mit Mann und Maus,
Und priesen über alles den heimatischen Wein,
Der diesmal ja der Retter von Glogau mußte sein.

„Zehn Fässer liegen darum, erzählt die Sage noch,
Begraben hier seit damals in tiefem Kellerloch.
Und wenn die Feinde kommen in vollem Siegeslauf,
Pflanz' man statt Pallisaden nur diese Fässer auf.

„Denn mehr als Pfeil und Bogen, als fühner Mittermut,
Fürwahr, so spricht die Chronik, wirkt Glogaus
[Traubenblut,
Drum laßt für Kriegeszeiten den Wein, ihr Brüder frei,
Und labt Euch mit der Würze aus Glogaus Brauerei!“

Da rieb man Salamander mit edlem Gerstenjaft
Und rühmte List und Weisheit und Mut der Ritterschaft.
Und mit dem „Schoppen“ hielt man es denn durch=
[aus nicht rar,
Und mancher sank vom Schemel, der nicht Mongole war!





Das Kalkwerk.

Glühend, schwimmend wie in weißgekochtem Erz, so brannte von dem blassen, wolkenlosen Blau die Sonne herab. Ein feiner lichtgrauer Dunst stieg flimmernd zum Aeter hinauf . . . und grade so lichtgrau, so dehnte es sich, wohin das Auge sah. Grau die Straße, die Ebene, droben die Hügel und die Tiefen und Klüfte darunter, und grau die Gebäude, Hütten und Schuppen. Nur unten in der Sohle, wo der Stein gebrochen wurde und mit leisem Klimplern das Getön der Hacke heraufscholl, blinkte es in einem schimmerndem Grün. Das war Wasser, das Sammelbecken der Feuchtigkeit, die dem zu den Seiten aufsteigenden, gehauenen Gestein entquoll.

Droben, am Rande, hart über diesem Gewässer, wölbte sich ein kleiner, flacher Hügel. Dort waren die Oefen, wo der Stein gebrannt und der Kalk ihm abgewonnen wurde.

Fünf kreisrunde, in einer Längslinie sich anreihende, in die Erde gegrabene Oeffnungen, jede von einer dunklen Lage bedeckt. Das war der Kocks, zwischen dem das Gestein erst zu braten hatte, bevor

es seinen Inhalt hergab. Zart, in kaum sichtbaren Wölkchen, schlank wie eine Säule, ohne sich in der totenstillen, unbewegten Luft zu kräuseln, stieg der Rauch daraus hervor . . . den Atem versengend, aber dumpf und drückend und mit dem Sonnenbrande sich vereinigend, der Gluthauch des Koaks.

Eintönig klappernd und quietschend ziehen die Karren den Hügel hinauf und hinab. Männer und Weiber ziehen sie . . . mit ausdruckslosen, stumpfen Gesichtern, der Typus der polnischen Ebene. Die Männer in englischem Leder, die Weiber mit einem bunten Leinentuch um den Kopf, im Wollkleid und mit Männerstiefeln. Die Männer fahren die Steine hinauf . . . der Belastung wegen über einen eisernen Schienenstrang. Die Weiber, über einen hölzernen Plankenweg, fahren den Koaks . . . immer neben einander, zu zwei und zwei . . . hinauf und dann mit dem geleerten Karren wieder hinab, um neue Lasten unten einzunehmen. Still und schweigend ziehen sie hin. Kein einziges Wort wird miteinander gewechselt. So geht es von morgens sechs bis zum Abend um sechs. Da, während ein Theil des Trupps, oben auf dem Hügel wieder angelangt, seine Karren umkehrt und den Inhalt ausschüttet, klingt die Stimme des Aufsehers. Es ist ein Deutscher, wie alle Beamten in dem Werk. Erst ruft er einen Namen. Da tritt einer aus dem Trupp hervor . . . mit dichten grauen Stoppeln im Gesicht. Die fahle, graugelbe Haut wie von gegerbtem Leder; die kleinen, schwarzen, matten Augen tief in den Höhlen, ganz wie die andern. Der Aufseher spricht in polnischer Sprache und der Mann hat verstanden. Er macht

Ueberschicht . . . das heißt, er arbeitet von früh vier Uhr bis abends um acht. Nun hat ihm der Aufseher für den Abend seine Beschäftigung zugewiesen.

Diesmal in der Mühle, wo der Kalk gemahlen wird, um dann zu Zement verarbeitet zu werden. Dann setzt sich der Zug, den Hügel hinab, über die Schienen wieder in Bewegung.

Da horch! Durch die stille Luft wie ganz von ferne, ein leises Klingen. Nun, zwar immer noch wie ganz von ferne, schon ein wenig vernehmlicher . . . und jetzt ein dumpfes Dröhnen darein, wie das Wirbeln von Trommeln. An der Seite des Kalkwerks, über die Mühle hinweg, dehnt sich die Häusermasse der Stadt und davor der Streifen mit den grünen Punkten, die Landstraße. Da, von dem Hügel aus, wird es jetzt sichtbar. Ein langer dunkler Zug und darüber ein Funkeln, Blitzen und Gligern. Alle wissen, was das ist. Ein Offizier wird zu Grabe getragen, hinaus nach dem Militärfriedhof. Eine Granate, die unversehens explodierte, hatte ihn getötet. Drüben auf dem Geschütz-Uebungsplaz war's und man hatte den Knall bis hier herüber gehört. Heute wird er begraben, und da drüben, das ist der Zug. Als lastet auch auf ihm die Glut des Sonnenbrandes, so langsam schleicht er dahin.

Die ganze Reihe der Steinkarrer sieht hinüber nach dem blinkenden Streifen. Auch der Mann, dem der Aufseher soeben die Ueberschicht angewiesen hatte. Sein Blick ist stumpf und blöde. Da aber geht allmählich eine Veränderung mit ihm vor und es regt sich auf diesem Gesicht wie ein erwachendes

Leben. Nun ist's auch schon wieder verschwunden und nur noch einmal bricht es hervor, nachher, als er mit seinem Karren wieder aufwärts fährt und die Reihe der Weiber an ihm vorübergleitet. Da heftet sich sein Auge an eine von ihnen. Sie ist schon alt und der Rücken, den das Spannband umschlingt, ist tief gekrümmt. In grauen Strähnen drängt sich ihr das Haar unter dem roten Kopftuche hervor und scharfe Runzeln sind in ihr verwittertes Gesicht gegraben. Ein Keuchen entringt sich ihrer Brust, das macht die Sonnengluth wohl, so hat's ja schon lange nicht gebrannt. Nun flackert es auf in seinem Auge . . . Es ist wie Schmerz um etwas Verlorenes. Nun sind sie an einander vorüber . . . und stumpf und blöde ist wieder sein Blick, so wie vorhin. In langgedehnten feierlichen Akkorden schallt es jetzt von der Landstraße herüber. Dann ist der Zug hinter dem weiß blinkenden Streifen, der Friedhofsmauer, verschwunden

So gegen dreißig Jahre mochte es her sein, da war Wazlaw noch ein junger Bursch und Ulka ein dralles hübsches Mädchen. Sie waren beide aus demselben Dorf, gingen schon damals ins Kalkwerk, und da der Weg für beide derselbe war, so machten sie ihn alle Morgen zu zweien. Sie hatten sich wohl beide auch ganz gern und wenn es Sonntags im Kretscham bei Harmonika und Dudelsack Tanz gab, so tanzten Wazlaw und Ulka den Mazurek und den Holopjz auch immer zusammen und kein Mensch im Dorfe zweifelte, daß aus Wazlaw und Ulka noch ein Paar würde. Da kam der Herbst wieder ins Land, die Manöverzeit und Einquartierung ins Dorf. Auch ein blutjunger Fähnrich darunter; er wohnte

im Schloß. Zwei Wochen blieben sie, denn es wurden erst die Regimentsübungen abgehalten. In dieser Zeit ging Ulka nicht ins Kalkwerk. Sie war zu der vermehrten Bedienung im Schloß herangezogen worden. Eines Abends kam Wazlaw wieder von der Arbeit zurück. Sein Weg führte ihn immer am Schloßgarten vorbei. Da blinkte etwas durch die schon gelb sich färbenden Gebüsch. Es war Ulka und der junge Offizier . . . Dann zogen die Truppen wieder fort. Wazlaw und Ulka aber gingen nicht mehr zusammen ins Kalkwerk. Nun ging jeder für sich allein. Ulka war Waise und mußte ganz für sich selber sorgen . . . und dann nicht nur für sich, sondern nun auch für ein zweites Wesen. Es war ein sieches, schwaches Geschöpf und siech und schwach, so war es auch geblieben. Dreißig Jahre war es nun her und Ulka sorgte noch immer für ihr Kind. Sonst wäre sie wohl heute auch nicht mehr im Kalkwerk und hätte sich mit den zunehmenden Jahren eine leichtere Arbeit gesucht. Hier aber bekam sie achtzig Pfennige den Tag und davon konnte sie, wenn sie starb, auch ihrem Kinde etwas hinterlassen. Denn die Kartoffeln und die paar Heringe, die sie zum Leben brauchten, die kosteten nicht viel. Sie hätte auch gern zur Nachtarbeit gewollt, um einen Ueberverdienst zu haben, da wurden die Frauen aber nicht mehr zugelassen. Freilich, wenn sie zusammengekommen wären, da hätte sie es besser haben können. Es gab Zeiten, wo er bis an die drei Mark den Tag verdient hatte. Das war unten im Bruch, wo auf Alford gearbeitet wurde. Nur war er jetzt zu dieser Arbeit nicht mehr kräftig genug. Dennoch brachte er es jetzt noch auf

eine Mark und fünfzig Pfennige den Tag, und wenn er Ueberſicht machte, noch auf ſiebzig Pfennige dazu. Denn zu den andern Arbeiten, da war er noch überall zu brauchen . . . bei den Defen, wo es galt, die Steine und den Roaks immer in den richtigen, abgemessenen Schichten übereinander zu setzen . . . im Bruch, beim Abdecken der Muttererde, bis auf den Stein gestoßen wurde . . . ja auch noch in der Mühle, wo er den heißen Kalkstaub zu rechen hatte, daß er wie in eine Wolke darin eingehüllt war und wo es doch der Aufseher selbst nicht länger aushalten konnte, als bis man auf drei zählen konnte. Nur die Augen schmerzten ihn immer ein wenig dabei und sie sahen dann auch stets ganz rot aus. Auf der Brust aber verspürte er nichts davon . . . Dann trank er auch nicht und so steckte er das Geld immer in harten Thälern zu Hause in einen Strumpf. Nun hatte er schon eine ganze Menge zusammen. Sie hätte es besser haben können . . . Er, der Fremde, der sie auseinandergerissen hatte, was konnte er ihm thun! . . . Wazlaw war nur ein Hund. Seinen Namen aber, den hatte er nicht vergessen, den hatte er in sein Gedächtnis gegraben, und nichts konnte ihn daraus verlöschen. Und nun, nach dreißig Jahren, da war er noch einmal an sein Ohr geklungen . . . und der ihn getragen hatte, den schaufelten sie jetzt drüben in die Erde . . .

Sie selbst, sie wußte wohl nichts davon. Da kam sie wieder an. Sie keuchte und ächzte noch schwerer. Der Glutenbrand drückte sie wohl sehr. Bei der Arbeit aber blieb sie doch. Denn feierte einmal einer, so kostete das gleich fünfzig Pfennige

Strafe. Dann hätte es auch des Feierns wohl kein Ende gegeben, und daheim war noch ihr Kind.

Und so waren sie durchs ganze Leben gegangen, Bazlaw und Ulka . . . nur immer den Weg vom Dorfe zum Kalkwerk und wieder zurück. Und niemals hatten sie darüber nachgedacht, ob's jenseits dieses Weges wohl eine andere Welt noch geben könne und noch andere Menschen. Was eben da war, wie damals die Truppen im Dorfe, und er, das war eben da . . . und so ging's an ihrem dämmernden Bewußtsein vorüber . . . die Eindrücke und die Erinnerung daran nur wie ein matter klangloser Ton, wenn er sich einer schlaffgewordenen Saite entschwingt.

Dort an der Hütte des Aufsehers stecken ein paar Grashalme ihre kümmerlichen Spitzen durch das graue Gestein. -

Seute in der Frühe waren sie noch grün.

Hat sie der Kalkstaub oder diese nun schier unerträgliche Glut so entfärbt? So fein, wie Zwirnsfäden, spitzen sie sich zu. Nicht in dem leisesten Windhauch regen sie sich und zittern . . .

In der Reihe der Weiber, die eben ihre Karren wieder aufwärts schieben, tritt plötzlich eine Stockung ein. Dann läßt jedes seinen Karren stehen und mit weit hinein gereckten Köpfen sammelt alles sich um einen Kreis. Fluchend tritt der Aufseher hinzu, denn jedes müßige Zusammenstehen ist während der Arbeit streng verboten.

Eine von den Weibern ist wie leblos über ihrem Karren zusammengesunken. „Wasser“ befiehlt der Aufseher. Das Wasser aber nützt auch nichts. Sie

atmet auch nicht mehr. Der Hitzschlag hat sie getroffen. Grau drängen sich die Strähnen unter dem roten Kopfstuch hervor, es regt sich ein Lüflein und treibt sie über das alte durchfurchte Gesicht.

Donnernd dröhnen drüben von dem Soldatengrabe dreimal die Salven. Sie feiern einen Toten und künden es aller Welt: Der Tote war in seinem Beruf gestorben.

Dich aber, du Tote am Karren, wer feiert dich?

* * *

Abends, um sechs Uhr ertönt die Glocke. Nun ziehen sie alle davon. Nur von den Männern bleiben einige zurück. Auch Wazlaw. Jetzt kommt die Ueber-sicht. Was soll er noch auf dieser Welt? Als arbeiten — arbeiten — arbeiten





Margarethe Coewe.

Alexandre Dumas fils

in Oberschlesien.

Wenn meine Gedanken zurückschweifen in die ferne Vergangenheit, entschwundene Freuden und Leiden so recht lebhaft vor meine Seele zurückrufen, dann ist es besonders ein Bild, welches aus jenem Chaos von Gedanken klar und unverwischbar hervortritt. Es mag wohl dem Einfluß der geistigen Bedeutsamkeit jener Persönlichkeit zuzuschreiben sein, die auf mein lebhaftes Kindergemüth so nachhaltig wirkte.

Es war im Jahre 1848, als ich damals, ein Kind von 10 Jahren, plötzlich zu meiner Tante gesandt wurde, „nach Rußland“, wie ich schauernd vernahm.

Meine Kinderphantasie malte sich graufige Bilder aus, von Bären, Kosacken, erfrorenen Nasen und langen Pfifen. Wie staunte ich aber, als nach mehrstündiger Fahrt — die mir allerdings eine

Ewigkeit dünkte — das Fuhrwerk vor einem stattlichen Hause hielt und eine schlanke Frau mit schönem regelmäßigem Gesichte mich freundlich willkommen hieß. Die Dame, welche ich als meine Tante begrüßen durfte, errang im Sturm meine ganze Sympathie. Im Zimmer angekommen, fesselte ein Samovar, der über einem Kohlenbecken anheimelnd summt, auf's Lebhafteste meine Aufmerksamkeit. Wie weggeblasen aber waren meine russenfeindlichen Gefühle, als ich schließlich auf einem Seitentischchen noch eine Glasschale gefüllt mit den anziehendsten Redereien entdeckte. „Das also ist Rußland“ rief es in mir — und als Tante ins Zimmer trat, flog ich ihr jubelnd entgegen, umklammerte ihre Taille, — höher hinauf reichte ich nicht — und rief in wahrer Ekstase: „Ach Tante, Rußland ist so wunderschön“ worauf diese lachend erwiderte: „Ja, aber nur für artige Kinder“.

Es bedarf indeß zur näheren geographischen Bestimmung des Wohnortes meiner Verwandten einer Erklärung.

Das Städtchen Myslowig, welches den interessanten Knotenpunkt dreier Reiche, Deutschlands, Oesterreichs und Rußlands bildet, liegt zwar auf preußischem Boden; da es jedoch vormals Majoratsgut polnischer Edeln gewesen, auch später vorzugsweise von polnisch-russischer Bevölkerung bewohnt war, so wurde es selbst von den nicht sonderlich hochdeutschen Bewohnern des entfernten Oberschlesiens nicht ganz ohne Berechtigung als kultur-historisch schon zu „Sibirien“ gehörig betrachtet und — gefürchtet. — Andererseits bewirkte wiederum die internationale Lage des Ortes,

daß der Verkehr daselbst ein außerordentlich reger und im Kleinen sozusagen weltstädtischer war.

Mein Onkel hatte sich vor wenigen Jahren daselbst angesiedelt. Einige reiche spleenige Engländer hatten ihn dazu veranlaßt, sie hofften in Gemeinschaft mit ihm durch Schiffbau resp. Schiffbarmachung des ziemlich bedeutenden Grenzflusses Przemsa eine ertragreiche Wasser-Verbindung der Weichsel mit den oberchlesischen Bergwerks-Districten herzustellen, eine Hoffnung, die sich leider in der Folge als trügerisch erwies. Mannigfaltig war der Verkehr, welcher im Hause meiner Verwandten herrschte. Russen, Polen, Engländer, Durchreisende aller Art sprachen theils aus Geschäftsinteressen, theils gesellschaftlich bei uns ein. Kein Tag verging ohne Fremdenzuspruch, und ich unerfahrenes Kind sah mit Staunen die vielen, fremdartigen Menschen und hörte die verschiedensten Idiome. Wie in meinen späteren Jahren ist mir ein so wechselvolles, inhaltreiches Leben wieder begegnet.

So saßen wir denn wiederum nach einem Tage gastreichen Verkehrs und Trubels aller Art endlich des Abends allein am Theetisch. Onkel, Tante und ich; — die „Kleinen“ der Tante, denen gegenüber ich als eine Autorität galt, waren bereits zu Bette gebracht.

Onkel hatte sich in das Studium der Zeitung vertieft, während Tante in ihrer sanften, geräuschlosen Art den Thee servirte.

Plötzlich unterbrach ein heftiges Läuten an der Entreeglocke die Stille. Unwillig über die Störung warf Onkel die Zeitung auf den Tisch, als aber bald darauf, ohne jegliche Anmeldung, eine jugendliche, schlanke Männergestalt in der offenen Thür, welche

in's Nebenzimmer führte, sichtbar wurde, erhob sich Onkel sichtbar erfreut, ging dem Eintretenden, welcher sich elegant vor der Tante — ja sogar auch vor mir — verneigte, entgegen und sagte freundlich: „Ah, monsieur Dumas, quel honneur!“

Nach üblicher Vorstellung hatte sich dann monsieur Dumas an unserm Theetisch etablirt und aß nun erstaunlich viel Schinken, Eier und Butterbrod, dazu trank er, wie ich mich dessen genau entsinne, vier Glas Thee.

Das Gespräch, welches französisch geführt wurde, war bald im vollsten Gange. Da aber Tante oftmals der schnellen, fließenden Redeweise Dumas nicht zu folgen vermochte, so ergänzte er dieselbe durch häufige graziöse Handbewegungen und so wechselnden Gesichtsausdruck, daß er dadurch seinen Zweck vollkommen erreichte und alles Unverständene ergänzte.

Seit jenem Abend war Dumas Monate hindurch unser täglicher Gast. Er kam und ging ungenirt, spielte sehr amüfant mit uns Kindern und wir profitirten dabei die merkwürdigsten Ausdrücke der französischen Sprache. Zum Deutschsprechen war er nie zu bewegen. „Une langue barbare“ war seine für uns wenig schmeichelhafte Ausrede. Indeß verständigte er sich mit uns Kindern stets, und uns machte das Errathen seiner Worte viel Vergnügen.

Sein Domicil hatte er vis-à-vis von uns in dem großen Fremden-Hotel des Ortes aufgeschlagen. Der Zweck seines Aufenthaltes hier selbst war uns lange Zeit ein Geheimniß und wurde erst nach seiner Abreise aufgeklärt. Er selbst wich jeder Auskunft darüber aus, und wagte jemand eine directe Frage, so antwortete er lächelnd: „Pour m'amuser.“

Auf alle mögliche Art vertrieb er sich die Zeit. Mit besonderer Vorliebe spielte er Karten, und mußte sich stets einen Partner dafür zu werben. War mein Onkel verreist, was sehr häufig geschah, so mußten Buchhalter und Correspondenten daran glauben. Alle mußte er durch seine Liebenswürdigkeit für sich zu gewinnen und stand mit allen auf freundschaftlichem Fuße. Oftmals unternahm er auch Excursionen zu Fuß und zu Pferde und hielt sich zu letzterem Zweck ein Reitpferd. Bald hatte er für seine einsamen Spazierritte ein geeignetes Ziel entdeckt. In der Nähe des Städtchens befand sich ein altes polnisches, wildromantisches Fürstenschloß. Ein hochtragisches Familiendrama hatte daselbst kurze Zeit vorher seinen Abschluß gefunden.

Die Fürstin-Mutter der letzten Sprossen des einst so berühmten polnischen Adelsgeschlechts Sulkowski war daselbst von der Hand ihres eigenen Sohnes ermordet worden. Dies bot dem phantasievollen Franzosen den geeignetsten Stoff des Interesses, und stundenlang konnte man ihn mit dem alten zurückgebliebenen Haushofmeister — einem Landsmann — in den Anlagen des Schlosses lustwandeln sehen. Hier verstummte Dumas' Beredsamkeit und er bildete den aufmerksamen Zuhörer.kehrte er dann von einem derartigen Spazierritte heim, aufgeregt von dem Gehörten so ging es eilends hinauf ins Comptoir meines Onkels, bald war ein Plätzchen am Comptoir-tisch ausfindig gemacht — und während Buchhalter und Correspondenten rechneten und zählten, flog Alexander Dumas' Feder in fiebernder Eile über das Papier und romantische Gebilde entstanden mitten unter der Prosa des Geschäftslebens. Auf diese

Weise entstand einer seiner ersten Romane „Das Fürstenhaus zu S.“ — Es ist dies dasselbe Material, welches späterhin von Max Ring in dem Roman „Ein verlorenes Geschlecht“ behandelt wurde. Kam er dann des Abends zu uns hinunter, so brachte er oftmals zu unserer größten Freude ein Manuscript resp. eine Anzahl loser Blätter der verschiedensten Größe, Farben und Qualität mit.

Ganz gegen seine überprudelnde Redeweise, las er dann ruhig und in gemäßigtem Tempo vor, so daß die Zuhörer dem Laufe des Gehörten folgen konnten. Wie deutlich erinnere ich mich noch jener interessanten Abende, denn obwohl ich den Wortlaut des Vorgelesenen nicht verstand, so hatte ich doch, dank Dumas' lebhaftem Mienenspiel, auch meinen eigenen Antheil daran. Im Voraus wußte ich, wenn eine heitere Schilderung im Anzuge war. Wie Wetterleuchten flog es da über seine Züge, schelmisch blickten seine Augen und ein verrätherisches schallhaftes Lächeln spielte um seinen fein geschnittenen Mund. Stimmete ich dann so recht schallend und herzlich in die Lach-Salve der Erwachsenen mit ein, so war dies ein Umstand, der dieselben höchlichst ergözte, zumal mir doch die Ursache meiner Heiterkeit eigentlich unbewußt war. So lebhaft also vermochte Dumas durch seinen Gesichtsausdruck zu wirken.

War der Lauf der Erzählung aber ein ernster, so wurde Dumas auffallend bleich, nervös zuckten seine leichtbeweglichen Nasenflügel, kam nun die Sache aber gar zu tragisch, so schwammen seine Augen in hellen Thränen. Ein Anblick, der ebenfalls mein weiches Kinderherz stets tief berührte.

Elastisch wie seine äußere Erscheinung war nun auch seine innere Seelenwelt. Seine Heiterkeit ging oftmals in fast knabenhafte Ausgelassenheit über, und seine bizarren Einfälle grenzten oft ans Erstaunliche.

Zeitweise aber wandelte er tieftraurig einher, war einsilbig und wünschte sich den Tod. Seine Stimmungen wechselten überhaupt in jener Sturm- und Drangperiode seines Lebens jäh wie Aprilwetter. Das ein tiefer Herzenskummer die Ursache jener oftmaligen Verstimmung und Verzweiflung war, wußte man damals noch nicht, Tante hingegen sagte später, sie habe dies stets gewußt, wenigstens richtig geahnt.

Indeß hinderte ihn dieser Herzenskummer durchaus nicht, an hübschen weiblichen Gesichtern, wo und wann sie ihm begegneten, den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Wahrscheinlich suchte er damit die Beere und Sehnsucht seines empfindlichen Herzens zu stillen, denn sie allein war es ja, die ihn monatelang an unser Grenzstädtchen fesselte. Mit den verschiedenen mehr oder minder hübschen Mädchen des Ortes stand er auf vertraulichem Fuß. Alle wußte er durch liebenswürdige Schmeichelworte oder gar zarte Huldigungen in Blumen für sich zu gewinnen, und es bedurfte wohl seinerseits nicht allzu großer Eroberungskunst, um die einfachen Mädchen zu fesseln.

Dumas war überall „Hahn im Korbe.“ — Was er den armen Mädchen vorgeredet hat, weiß Gott — schlimm, wenn sie ihm trauten. Jedoch nicht immer begünstigte ihn das Glück in gleicher Weise, und seiner Eitelkeit wurden auch Wunden geschlagen. So setzte eines Tages der Anblick der reizenden Tochter ein's Engländers, welcher auf seiner Durchreise einige

Tage in M. verweilte, sein Herz in Flammen. Sogleich fand er eine Gelegenheit, sich ihr zu nahen — kühl und stolz aber lehnte das Mädchen seine Schmeicheleien ab. Ein zweiter Versuch durch die auserlesensten Blumenspenden das Herz der spröden Schönheit zu erweichen, scheiterte ebenfalls, und so wurde dann zu dem letzten so oft mit Erfolg gekrönten Mittel, „glühender Liebeslieder“ geschritten.

Sei es nun aber, daß das Herz der jungen Dame bereits anderweitig in Anspruch genommen war oder aber war sie der französischen Sprache nicht mächtig, kurz sie reißte ab, ohne Interesse an Dumas Kuldigungen genommen zu haben und lange Zeit währte es, bis derselbe sein empörtes Gemüth über jene schmachvolle Niederlage zu beruhigen vermochte.

Monate waren vergangen. Dumas war, trotz seiner oft unbequemen Pöffen, unser lieber, gern gesehener Hausfreund geworden. Sein Humor und Geist durchwehte wie ein erfrischender Hauch die nüchterne prosaische Geschäftsatmosphäre. Wie groß war daher unsere Bestürzung und Trauer, als unser liebenswürdiger Gast uns plötzlich mit der Nachricht überraschte, daß seine Abreise für die allernächste Zeit bevorstände. Der Gedanke einer so baldigen Trennung rückte uns plötzlich Dumas so nahe, daß wir mit Schmerz daran dachten, welch' unausfüllbare Lücke durch sein Fortgehen in unserem Kreise entstehen würde. Auch ihm that der bevorstehende Abschied sichtbar wehe, und er versuchte durch verdoppelte Aufmerksamkeit seine Erkenntlichkeit für unsere Gastfreundschaft zu beweisen. Trotzdem fiel in jene letzten Tage der coup d'état aller seiner vor-

hergegangenen bizarren Streiche. Das schnurrigste Denkmal, das sich je ein Lebender gesetzt.

Mein Onkel hatte einige Fremde, zwei Russen und einen Engländer, zum Abendbrot geladen. Es sollte im Salon gespeist werden und Alles war zum Empfang der Gäste bereit. Dumas, ebenfalls geladen, traf sehr verfrüht ein, da jedoch die Tante noch mit Vorbereitungen in der Küche beschäftigt war, befand er sich allein im Salon. Die Einsamkeit wirkte nicht immer wohlthüend auf Dumas und er suchte nach einer Zerstreuung. Bald hatte er eine solche gefunden. Die zahlreichen Bilder und Portraits — die Zierde des Salons —kehrte er in aller Geschwindigkeit um und seltsame, grau und schwarz eingerahmte Flächen starrten den Eintretenden entgegen. Geheimnißvoll sah es zum Mindesten aus. Nun wurde der schöne Tafelaufsatz gegen eine Stuhluhr eingetauscht und als noch eigenthümlicheren Tafelschmuck holte er einen ausgestopften Vogel aus dem Nebenzimmer herbei. Nachdem er nun noch die vorhandenen Möbel, soweit es ohne fremde Hilfe möglich war, in den möglichsten Contrasten nebeneinander gruppiert, erwartete er strahlend über sein gelungenes Werk, das Eintreffen der Gäste. Dieselben ließen denn auch nicht mehr lange auf sich warten.

Geräuschvoll öffnete sich die Entreehür; man vernahm fremde Sprachen und bald traten die Russen, der Engländer gefolgt von meinem Onkel in's Zimmer. Ihnen mochte wohl in ihrer Praxis eine derartige Zimmereinrichtung und ein so seltsames Tafel-Arrangement noch nicht begegnet sein, indeß verstanden sie, mit seinem Weltton ihre Verwunderung,

die doch so natürlich gewesen wäre, zu unterdrücken. Ganz verstoßen nur schielten die Russen nach den mystischen Leinwandflächen, während des Engländers Aufmerksamkeit durch den ausgestopften Vogel gefesselt schien, und er wiederholt mit dem Finger nach ihm deutend lakonisch meinte: „Very nice beautiful indeed!

Meinem Onkel, der Anfangs sprachlos vor Ueberraschung war, ging endlich ein Licht auf und er mochte sich wohl mit nicht gerade sehr freundlichen Worten an Dumas gewandt haben, derselbe aber antwortete, sich lächelnd vor den Herren verneigend und mit bezeichnender Handbewegung nach dem Tische: *c'est fort amusant cela, n'est-ce-pas?*

In demselben Moment trat meine Tante in's Zimmer und wenngleich sie wohl nicht eben über die Metamorphose des Salons entzückt war, so mußte sie doch mit dem ihr eigenen, feinen Takte die Geschichte ins Lächerliche zu ziehen und bald hatte der Salon mit Hilfe des akrobatisch=behenden Dumas sein früheres behagliches Aussehen wieder erlangt.

So verging der Abend in angenehmer Weise; die Gäste waren entzückt von Dumas' geistprühender Art und auch der gute Onkel war wieder ausgeföhnt.

Der Abschiedstag war herangekommen. Das letzte Mal saßen wir zusammen am Theetisch. Dumas hatte uns Kindern allerliebste Geschenke zum Andenken mitgebracht, mir unter Anderem ein Buch „französische Rheinsagen“, welches ich noch jetzt als Reliquie aufbewahre. Erst spät entfernte er sich und des Abschiedsnehmens war kein Ende — am frühen Morgen sollte er abreisen.

Unzählige Male reichte er der Tante die Hand, streichelte mir die Wangen und fuhr lieblosend über mein Haar. Noch ein lebhaftes, in tiefster, innigster Bewegung gesprochenes „au revoir, au revoir“ und er hatte uns verlassen.

Die allerliebsten Spielsachen, die der gute „Monsieur Alexandre“ zurückgelassen, dämpften den Trennungsschmerz von uns Kindern sichtbar, obgleich auch wir ihn in der nächsten Zeit sehr vermissen.

Wenige Tage nach seiner Abreise traf ein elegant gekleideter, ängstlich dreinschauender Franzose in Myslowitz ein, der mit wahren Feuereifer nach Dumas forschte. Alles, was mit letzterem in Verbindung schien, war uns lieb und angenehm, der Fremde wurde daher mit der zuvorkommensten Freundlichkeit aufgenommen und erhielt die gewünschte Auskunft. Nun erst bekamen auch wir den wahren Aufschluß über die Ursache von Dumas' Aufenthalt an unserem Orte. Der Fremde, Dumas' ehemaliger Hofmeister, der unser aufrichtiges inniges Interesse an dem Gesichte seines Bögling's sah, machte uns folgende vertraute Mittheilung, die ich wohl jetzt, ohne mich einer Indiscretion schuldig zu machen, wiedererzählen kann:

„Alexander Dumas hatte sich in der letztverflossenen Winterfaison sterblich in die jugendlich schöne Gemahlin des russischen Botschafters zu Paris verliebt. Die vornehme Dame, Tochter eines russischen Staatsmannes, mochte wohl die leidenschaftliche Verehrung des interessanten, jungen Mannes nicht ungern gesehen haben, kurz, die Liebe Dumas wuchs immer mehr und immer offener legte er seine Huldigung

der schönen jungen Frau zu Füßen. Indeß das Gerücht dieser verbotenen Liebe drang zu den Ohren des Vaters der Angebeteten. Derselbe reiste sofort nach Paris, weil er es für das Geeignetste hielt, seine schöne Tochter — ob mit oder gegen ihren Willen ist unbekannt — für längere Zeit dem Bereiche des gefährlichen Dumas zu entziehen. Nach russischer Art folgte dem Entschluß sofort die That, Kommen und Gehen war Eins, und über Nacht entführte der gemiffenhafte Vater sein schönes Töchterchen ins Elternhaus. Als Dumas nächsten Tages kam, war seine Angebetete fort. Das war Del ins Feuer seiner Leidenschaft gegossen. Er wußte das Reiseziel zu erfahren, eilends packte er seine Koffer und — nach! Doch auch diesen Fall hatte der vorsorgliche Russe berechnet und dagegen seine Maßregeln getroffen; als Dumas in unserem Grenzstädtchen anlangte, wurde ihm der Uebergang in's russische Reich verweigert. Zur Rückkehr bewog ihn das freilich nicht und wir erfuhren später noch, wie viele vergebliche Versuche er während seines Hierseins gemacht, um nach Rußland zu gelangen. Unzählige glühende Liebesbriefe sandte er seiner Theuren nach, aber auch diese erreichten ihr Ziel nicht, wurden aufgefangen und Dumas wartete vergebens auf Antwort. Da ihm jedoch sein Scharfsinn die Ursache des Schweigens verrieth, so verfiel er auf die äußerst kostspielige Art, durch persönliche Boten der Geliebten Nachricht von sich zu geben — indeß vergebens und immer vergebens harrete er auf ein Lebenszeichen ihrerseits.

Was ihn plötzlich zur Abreise bewog, blieb uns unbekannt.

Ein liebenswürdiger Brief traf kurz nach seiner Abreise von ihm ein, in Erstaunen aber setzte uns ein Packet von gewaltigem Umfange, welches demselben folgte. Neugierig wurde es geöffnet, Bogen und Bogen wurde entrollt. Als diese Schicht ein Ende nahm, entwickelten wir eine Unmasse Papierbänder von Dumas' Hand mit den absonderlichsten Caricaturen bezeichnet. Zahllos waren die Fragen und seltsamen Figuren, deren Schöpfung ihn stundenlang in Anspruch genommen haben mußte. Als auch diese Papierhülle ihr seliges Ende erreicht hatte, gelangten wir zum Anblick einer winzig kleinen Schachtel. Sie wurde geöffnet — man fand darin 2 Sous, eine Kartenschuld an meinen Onkel. „Das war des Pudels Kern“. —

Noch muß ich erwähnen, wie außerordentlich Dumas die genossene Gastfreundschaft zu erwidern mußte. Nicht nur meinen Verwandten gegenüber erwies er dieselbe in der zuvorkommendsten Art, nein, auch den flüchtigsten Bekanntschaften jener Zeit mußte er durch die außerordentlichste Freude über ihr Erscheinen und durch allen möglichen Beistand den Aufenthalt in Paris angenehm zu machen.



Emil Walther Nowag.

Sein Bild.

Dem Onkel Obersteiger hat gesandt
Der Nefse, der nun im Westfalenland
Würgt an des Bergsachs saurem Weisheitsbrot,
Sein wohlgelungnes neustes Conterfei.

Der Obersteiger nimmt das Bild und spricht:
„So windig sieht er aus; das paßt mir nicht.
„Läßt er die eitlen Faren nicht zu Haus,
„So wird wohl nie ein rechter Bergmann draus!“

Die Tante Obersteiger nimmt das Bild,
Sie schaut es an wie eine Mutter mild:
„So laß ihn toben doch, das junge Füllen!
„Er hat ja Fleiß, Talent und guten Willen!“

Die alte Julka aus der Küche kam,
Die Tante zeigt ihr stolz das Photographum.
„Ach, Jesusch, Jesusch! Vater himmlischer,
„Der liebe, gute, gnädige junge Herr!“

Die Nichte tritt ans Fenster sacht,
Ein Sonnenstrahl auf's Bildchen lacht;
Sie blickt es selig lächelnd an
Und flüstert: „Du geliebter Mann!“

Die Weiber von Gleiwitz*)

Von Opitz.

Ihr wißt ja wohl, wo Gleiwitz liegt,
Wo ritterliche Frauen
Einst brav und tapfer obgesteigt
Ohn' alle Furcht und Grauen?
Das Städtchen Weinsberg nicht allein,
Auch Gleiwitz will gepriesen sein.

Wer kennt nicht wohl den Schreckenstriege
Von dreißig hängen Jahren?
In diesem rettete ein Sieg
Stadt Gleiwitz aus Gefahren,
Ein Sieg, gedämpft durch Weiberlist,
Die größer als des Satans ist.

In Wahrheit ist's die That wohl werth,
Daß sie befangen werde;
Denn sie befreite Haus und Herd
Vor schrecklicher Gefährde;
Beschützten Gleiwitz nicht die Frau'n,
Verloren war's mit Schreck und Grau'n!

*) Dieses Gedicht befindet sich in Fischers Zeitgeschichte der Städte Schlesiens, Band III und ist in die Schlesiische Sagen-Chronik von Urban Kern, Breslau, 1840 übergegangen. In der Pfarrkirche zu Gleiwitz ist ein Delgemälde zu sehen, welches diesen historischen Vorgang aus dem Jahre 1625 bildlich darstellt. Kaiser Ferdinand II. ehrte die Gleiwitzer für ihre und ihrer Frauen Tapferkeit dadurch, daß er im Jahre 1629 das Wappen der Stadt verschönern ließ.

Es nahete der Stadt ein Heer
Von Schwedens tapfern Kriegern;
Selbst nach der stärksten Gegenwehr
Wich Alles diesen Siegern;
Doch Gleiwitz, deine Weiber nicht,
Sie sah'n dem Feind fest in's Gesicht.

Nings um die Stadt zieht sich die Macht
Der Schweden, gleich den Wettern,
Des Pulvers grause Wirkung kracht,
Droht alles zu zerschmettern.

„Ergebt euch!“ ruft der Schweden Heer,
„Und strecket willig das Gewehr.

„Laßt's ja nicht kommen bis zum Sturm!
„Dann Gnade Gott euch allen!
„Dann muß auch selbst der kleinste Wurm
„Durch unsre Klinge fallen,
„Und ihr kommt um mit Mann und Maus
„In diesem Sturm mit Grimm und Graus“.

Was nun zu thun? Der Männer Schaar
Im ganzen kleinen Städtchen
Fast gänzlich aufgerieben war,
Nur Frauen noch und Mädchen
Gab's zur Vertheidigung, — und doch —
Hielt sich das brave Völkchen noch.

Biel höher aber stieg die Noth,
Denn — ach! das Pulver fehlte
Den tapfern Weibern; ach, euch droht
Ein schrecklich Loos! Gequälte!
Doch — fehlt's an Pulver und an Blei,
Hilft auch gekochter Hirsenbrei.

Die Weiber holten in der That
Aus ihrer Vorrathskammer
Nach wohl durchdachtem großen Rath
Zu enden ihren Jammer,
Den Hirsen, reichlich Säcke voll,
Der sämmtlich sie befreien soll.

Seht, Schweden, wie der dicke Rauch
Aus allen Schloten bringet!
Seht, welche Hoffnung für den Rauch
Euch dieser Anblick bringet!
Gewiß ein herrlich Mittagsmahl
Erwartet euch nächst dem Pokal.

Die Schweden rückten tapfer an,
Zu stürmen Wäll' und Mauern,
Und denken so in ihrem Wahn:
Es kann nicht lange dauern.
Doch — plötzlich fliegt an ihren Kopf
Mit Hirsen heiß gefüllt, ein Topf.

So flog der heiße Hirsenbrei
Auf sie von allen Seiten,
Es brannte ärger sie als Blei;
Sie hörten auf zu streiten;
Sie zogen eilend sich zurück:
Gelungen war das Wagestück.

So sah durch Weiber-Heldenmuth
Das Städtchen sich geborgen;
Erhalten wurde Hab' und Gut,
Verscheucht war Gram und Sorgen;
Denn durch den heißen Hirsebrei
Sah Gleiwitz sich nun wieder frei.

Drum lebt ihr tapfern Weiber hoch!
Die Gleiwitz einst beschützten
Vor der Bestürmer hartem Joch,
Die stürmend es umblickten!
Das Städtchen Weinsberg nicht allein,
Auch Gleiwitz soll besungen sein.





Aus Oberschlesien.

(1847 während des Hungertyphus.)

I.

Die Kartoffel-Ernte.

Es faust in den Stoppeln der Wind.
Komm, nimm deine Harke mein Kind!
Wir wollen Kartoffeln jetzt graben.
Wir haben den Boden bestellt,
Mit Schweiß gedüngt unser Feld
Drum hoffen wir reichliche Gaben.

„O Water, sieh nur das Kraut!
Die Blätter verbrannt und ergraut,
Als hätte ein Gift sie getroffen,
Die Wurzeln verfault, ohne Frucht,
Als hätt' sie der Böse verflucht,
Vernichtet ist all' unser Hoffen“.

Gott ist unser Freund in der Noth,
Er giebt uns das tägliche Brod,
Er wird für die Armen auch sorgen.
Darum grabe nur fleißig, Mariel
In der Tiefe finden wir sie,
Die schönsten Kartoffeln verborgen". —

Es gräbt wohl das Mädchen voll Fleiß,
Es schaufelt mühselig der Greis,
Doch haben sie wenig gefunden.
Es sauft in den Stoppeln der Wind,
Es zittert das frierende Kind,
Von ärmlichen Lumpen umwunden.

Sie graben bis spät in die Nacht,
Das, was sie zusammen gebracht,
Kann ein mähiges Säcklein schon fassen. —
So sah ich sie traurig und bleich.
Unglücklichen schienen sie gleich,
Die der letzte Freund auch verlassen.



II.

Der arme Bauer.

Die Kühe hat er vom Nachbar geborgt,
Die Leiche zum Kirchhof zu tragen,
Den Sarg aus rohen Brettern besorgt,
Mit der Axt zusammen geschlagen.
Und wie der Nagel den Deckel durchbringt,
Da weint der arme Bauer und singt:
„Daß Gott sich Unser erbarm!“

Die Kinder liegen am Fieber mir krank,
Wer soll die Kleinen jetzt pflegen?
Wer reicht den kühlen erfrischenden Trank
Den brennenden Lippen entgegen?
Die Mutter tot, die Kinder verwaist.
Der du die Vögel des Himmels speißt,
Daß Gott sich Unser erbarm!

Der Edelmann wohnt in dem prächtigen Schloß,
Hat die Scheuern voller Getreide.
Ach, wär ich sein Hund, sein schwarzbraunes Roß,
Dann hätt' ich doch Futter und Weide.
Ich bin ein Mensch und der Mensch allein
Muß hier auf der Erde elend sein
Daß Gott sich Unser erbarm!

Leb wohl, mein Weib! Du gehst nun fort,
In den Himmel kommst du noch heute.
O, klage dem lieben Herrgott dort
Die Noth der hungernden Leute.
Vielleicht, daß er auf uns dann blickt
Uns seinen Engel zum Troste schickt.
Daß Gott sich Unser erbarm!



III.

Der Wekturant.

Schwer drückt des Mittags dumpfe Schwüle,
Die Julisonne flammt und blüht,
Der Kieferwald giebt keine Kühle,
Nur braunes Harz die Rinde schwißt,
Kein Lebenslaut durchbricht die Stille,
Der Vogel träumt im Neste stumm,
Im dürrn Felde schweigt die Grille,
Es schweigt der Käfer froh Gefumm.

Nur mühsam schleppen sich die Pferde
Durch glühend heißen Steppensand,
Den Kopf gesenkt zur durst'gen Erde,
Die widerstrahlt den Sonnenbrand.
Und langsam wälzt sich fort der Wagen;
Es schwärmt der Bremsen gier'ge Brut,
Sie stechen trotz der Peitsche Schlägen
Die müden Tiere bis auf's Blut.

Im grauen Leinwandkittel schreitet
Der Fuhrmann, seine Zunge lechzt,
Wenn Schritt an Schritt im Sand er gleitet,
Da denkt der arme Knecht und ächzt:
„Ich gehe am Gespann daneben,
Gönn' meinen Pferden gern die Raft;
Doch wer erleichtert mir das Leben
Und wer erbarmt sich meiner Last? —“

IV.

Der Bettelknabe.

Den Knaben sah' ich täglich wieder,
Den Bettelknaben stark und hold,
Die Mutter seht' am Weg ihn nieder
Und hat sich fraglos fortgetrollt.

Da liegt er einsam auf den Wegen,
Ein Samenkorn, das sich verlor.
Im Sonnenscheine und im Regen
So wächst er wild und schön empor.

Er bittelt nicht; kaum kann er sprechen,
Vierjährig ist ja erst das Kind;
Doch tausend süße Bitten brechen
Aus Augen, die bezaubernd find.

Und aus den Lumpen, die ihn kleiden,
Glänzt seiner Glieder Götterpracht.
Ging' er in Sammet oder Seiden,
Er hätte froher nicht gelacht.

So heiter, glücklich ohne Sorgen,
Wenn nur sein Hunger wird gestillt!
Ein Schatz liegt in dem Kind verborgen,
Des armen Volkes Ebenbild!



V.

Das Kreuzifix.

Zwei Ahornbäume halten schlank
Ein Kreuzifix umschlungen.
Ein Vöglein hat mit süßem Klang
Darüber leis gesungen:

„Gefegnet sei das grüne Laub,
Mit seinem kühlen Schatten!
Es schützt vor Blut und dürrem Staub
Die Armen, Todesmatten“.

„Gehenedeit der Rosenstrauch,
Der zu des Heilands Füßen
Sich neigt nach Magdalena's Brauch
Mit duft'gen Blumengrüßen!“

„Gott stärke, die des Weges zieh'n
Die gläubig frommen Herzen
Die vor dem Kreuze nieder knien,
Und lindre ihre Schmerzen!“





Emil Ritterhaus.

Für Oberschlesien.

(1880).

Die Welt durchzieht ein blaßes Weib. — Wie Eis-
hauch ist der Odemzug.

In Lumpen ist gehüllt der Leib. — Kennst du
das Kleid? Das Hungertuch!
Die Pest ist die Begleiterin; der Schlepenträger ist
der Tod! —

So wandelt durch die Lande hin das grause Höllen-
kind: die Noth!

Sie kommt, sie schleicht hinein in's Haus. Da wird
der Nacht der Schlaf geraubt;
Sie löscht des Heerdes Flammen aus und flammt den
Wahnsinn an im Haupt.

Verzweiflung ist mit ihr im Bund; sie bricht die
Kraft, sie lähmt den Muth.

Mit Vampyrlippen saugt ihr Mund der Knochen Mark,
der Adern Blut. —

Wer tritt dem Scheusal in die Bahn und ruft ihm zu
ein donnernd' Halt?
Wer nimmt sich der Bedrängten an, die dieses Teufels
Faust umkrallt?
Wer hebt empor zum Schuß die Hand für Jene, die
der Qual geweiht? — —
Du bist's im weißen Lichtgewand, du, Engel der
Barmherzigkeit!

Des Himmelreiches Sonnenkind, so gehst du nun von
Haus zu Haus
Und sprichst zu Herzen, frommgesinnt: „Komm'! Kümme
mich zum Kampfe aus!
Ich wag' es mit dem Nachtgespenst; ich heb' empor,
was elend sank!
Den Kelch, den meine Hand credenzt, o, füll' ihn mit
dem Labetrank!

O, stärke mich mit deiner Kraft, daß ich den schweren
Strauß besteh',
Daß durch das Volk, entnervt, erschlafft, der Hoffnung
Frühlingsodem weh'!
O, sei nicht hart wie Stein und Erz, taub für der
Armuth jammernd Ach! —
Der mich gesandt, er prüft das Herz! — Du Geist
der Liebe, werde wach!“

— — — — —

Du Engel der Barmherzigkeit, dein Mahnen tönt,
dein weckend' Wort! —
O sieh, da regt sich's weit und breit, da rührt sich's
emsig hier und dort!

Nicht klanglos ist der Ruf verhallt! Noch schlagen
Herzen, mild gefinnt —
Und mit der Noth, der Schreckgestalt, der Nachtgeburt,
der Kampf beginnt.

Gewaltig ist des Winters Joch, doch stärker ist der
Sonne Licht!
Groß ist die Noth, doch größer noch die Liebe, die
durch Thaten spricht! —
Herbei, ihr Alle, Jung und Alt, die ihr nicht stumpf
und fühllos seid!
Zu euch des Engels Ruf erschallt, des Engels der
Barmherzigkeit!

Zum Liebeswerke Hand in Hand — und flieh'n und
schwinden wird die Noth,
Und Leuchten wird dem armen Land der bessern
Zukunft Morgenroth.
Herbei, mein Volk, daß du verbannst den Würger, daß
du heilst den Schmerz! —
Zu Hülf! Zeige, was du kannst, du liebreiches,
deutsches Herz!





Johannes Ronge.

Ahnung*).

Dem Mittag nahen meine Jahre,
Nach harrt vor Anker fest mein Kahn,
Noch heißt mein Ideal ein Wahn,
Noch keine Schlacht am Delaware!

Und doch so glühend treibt's die Seele,
Und nirgends, nirgends find' ich Raft;
Fort, fort reißt's mich mit heißer Gast,
Daß ich die Stunde nicht verfehle.

Und hoch zum Himmel seh' ich's flammen,
Und feurig zieht hinauf die Spur;
Nach einer schönen Freiheitsflur
Ruft's meine Geister all' zusammen.

Wohl an, ich will vom Pfad nicht weichen!
Was mir den Busen hoch geschwellt,
Wovon das Herz mir stets erzählt,
Ich will's, ich werd' es noch erreichen.

*) Gedichtet an seinem 30. Geburtstag, 16. Oktober
1843 in Laurahütte.





Der Heimatherd.

Es lag einst eine Hütte,
Wo rings das Leben schlief,
In dunkler Erden Mitte,
Am Teiche schwarz und tief.

Und drin ein einzig Stübchen
Mit ärmlichem Geräth,
Da sitzt das kluge Bübchen,
Studirt am Alphabet.

Die Mutter mit der Brille
Spinnt an dem Rad, das surrt,
Am Herde zirpt die Grille,
Die Wanduhr schlägt und schnurrt.

Es ruft vom alten Schranke,
Der bunt bemalt einst war:
„Schön Willkommen! — Danke, danke!“
Mit heifrem Ton der Staar.

Und an dem Fensterbrette,
Wo der Nefedastrauch,
Und mit der rost'gen Kette
Die alte Bibel auch,

Da treibt die große Brumme
Ihr wunderliches Spiel,
Bald lärmt sie mit Gesumme,
Bald ist sie mäuschenstill.

Der Knabe horcht, und blicket
Still auf das Alphabet,
Und schaut im Buch, entzündet,
Den Hahn, der schweigend kräht.

2.

Loi ist die Mutter lange,
Zerfallen ist das Haus.
Der Knabe zog gar bange
Fort in die Welt hinaus.

Doch, was er in der Stille
Geheget, unberührt:
Des Geistes reiche Fülle
Entfaltet sich mit Lust.

Dem hohen Sinn zum Lohne
Wird Ruhm und Rang und Gold
Und als des Glückes Krone:
Ein Weib ihm, treu und hold.

Doch einstens sitzt er schweigend
In tiefem Sinnen da.
Da tritt, sich liebeich neigend,
Sein schönes Weib ihm nah.

„Was kann dich, Lieber, kränken?
Ist meines nicht dein Glück?
Warum zu Boden senken
Den Thränenfeuchten Blick?“ —

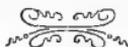
„Du Liebe, laß mich weinen!
Mir ist das Herz so weit.
Es mag wohl thöricht scheinen —
Ich denk' an ferne Zeit“.

„Denk' an ein einsam Stübchen
Mit ärmlichem Geräth,
Drin saß ich als ein Bübchen,
Studirt' am Alphabet“.

„Die Mutter mit der Brille
Spinnt an dem Rad, das surrt,
Am Herde zirpt die Grille,
Die Wanduhr schlägt und schnurrt“.

„Es schwagt der Staar und picket,
Es summt am Fensterbrett,
Ich schau' im Buch, entzündet,
Den Hahn, der schweigend kräht“.

„Glaubst du's, daß mich ein Sehnen
Besällt nach jener Zeit?
Schilt nicht auf meine Thränen,
Dem Heimatherd geweiht“.



❖ P. Schell. ❖

Das Galmei-Weilchen.

Ein Blümlein, hört ich sagen,
Blüht auf der Heimaterd',
In allen schlimmen Stunden
Heil es und Trost gewährt.

Gar hold und wunderlieblich
Wie heller Augen Stern,
So leuchtet dem entgegen,
Der es erblickt von fern.

Doch selten nur gefunden
Das Wunderblümlein ward,
Gar rätselhaft und eigen
Sei dieser Pflanzen Art.

Abseits, auf dürrem Boden
Sucht es sich seinen Platz,
Doch sei's der goldne Schlüssel
Zu Schlesiens Erze-Schatz.

Einst fragt ich einen Knappen,
Deß Haupt schon ziert der Schnee,
Warum ich nie und nirgend
Das Galmeiveilchen seh?

„Das Galmeiveilchen blühte
Nur, wo im Innern tief,
Ewig und unbelästigt
Der Galmeikönig schlief.

Niemals erscheint es wieder
In unsrer jetzigen Zeit,
Denn unerschlossen findet
Kein Erz sich weit und breit“.

Der Knappe sprach, nun weiß ich,
Warum vergeblich oft
Von allen Gram und Sorgen
Erlösung ich erhofft.

Niemals mehr wird sich freuen
An deinem goldnen Schein
Ein Menschenauge wieder,
Du feltfam Blümelein.



Robert Schiering.

Swiegespräch und Lied

aus einem Festspiel welches 1894 in Benthen
aufgeführt wurde.

—
I.

Sch. Hier, an dem Ruffenreich, wo rauchgeschwärzt
die Mauern,
Wo der Hacharenschwarm nur soll auf Beute lauern,
Wo rings nur Essen stehn und keine Blume blüht,
Wo Dunst und Hüttenrauch nur stets die Luft
durchzieht —
Wo Tag und Nacht der Mensch in tiefer Erde wühlt
Und wo das Herz stets nur die schwersten Sorgen
fühlt —
Wo's keine Poesie und keine Bildung giebt
Und sich nur rohe Kraft an schwerer Arbeit übt,
Wo man die schöne Kunst noch niemals hat belohnt
Und wo das Elend rings in armer Hütte wohnt,
Wo nur des Eisens Klang beständig dringt an's
Ohr . . .

St. Was redest er uns da für einen Unsinn vor?
Er hat ja wirklich nur das Eine noch vergessen,
Das hier man nicht einmal bekäm' was Recht's zu essen,
Und frieren müßt' man auch und dürsten noch viel mehr,
Und an der Grenze stünd' schon ein Kosakenheer,
Das jeden Augenblick mit Freuden sei bereit,
Zu lehren gründlich uns Sibirien's Höflichkeit.
Das uns zum Talgdiner und Buttki will befehren
Und zeigen, wie man muß die Knute nur verehren,
Damit wir uns dem Wunsch des Czaren lernen fügen
Und nicht vielleicht einmal gar lange Weile kriegen. —
Das füg' nur noch hinzu dem Bild von unsern Landen.

Sch. O, Freund, Du redest Blech und hast mich
nicht verstanden!

Daß wahr, was ich gesagt, behaupte ich ja nicht.
Ich meine ja doch bloß, wie man so von uns spricht,
Wenn in dem Reich der Blick auf unser Land gelenkt,
Und wie man allgemein in Deutschland von uns denkt.
In Sachsen, beispielsweise, da sagt man allgemein,
Man möcht' dort lieber todt, als hier lebendig sein.
Und auch im Bayerland — ich könnte mit Dir wetten —
Hat vor „Podolien“ man noch heut'gen Tags
„Manschetten“.

Das Vorurtheil ist groß im deutschen Reich bei Allen,
Dem Dichter Goethe hat's einst auch hier nicht gefallen!
Man weiß nicht, was geschehn hier selbst durch
fleiß'ge Hände,
Und glaubt, die schöne Welt sei wirklich hier zu Ende. —
Sedoch man irrt sich sehr; auch hier läßt gut
sich's Leben!

Und jeder brave Mann wird darin Recht mir geben.

Was hier in unserm Land der Herrgott all' erschuf,
Das ist doch in der That weit besser als sein Ruf.
Wenn auch am grünen Hag die Rebe hier nicht blüht,
Wenn auch von neuem Wein hier selbst das Herz
nicht glüht,
Wenn auch die Schönheit nicht des Rheingau's uns
entzückt,
Wenn auch das Auge nicht der Seen Pracht erblickt,
Wenn auch kein Meeresstrand hier und kein
Palmenhain,
So kann bei uns man doch in Ehren glücklich sein!
Mein ober-schlesisch' Land, bei Deinem deutschen Eifer,
Und bei dem Gruß „Glück auf!“ werd' ich Dich
immer preisen! —

II.

Lied

(gesungen von Franz, einem Bentheimer Bürgersohn,)

nach der Melodie: „Ich bin ein freier Mann und stuge“.

I.

Kennt ihr das Land am Ruffenreiche,
Den industriebeherrschten Raum? —
Es wächst darauf die deutsche Eiche
Und auch der traute Lindenbaum.
Man liefert dort uns deutsches Eisen
Tag ein, Tag aus, mit reger Hand.
Doch wollten dich nur Wen'ge preisen,
Mein ober-schlesisch' Heimathland!

(Chor wiederholt den Refrain.)

II.

Du gabst gar manchem armen Polen
Den Heimathheerd, wo Freud' ihm lacht.
Nach Deinen Erzen, Deinen Kohlen
Gräbt er mit Fleiß im tiefen Schacht.
Man spricht von Dir in allen Kreisen,
Vom Rheine bis zum Ostseestrand.
Doch wollten Dich nur Wen'ge preisen,
Mein ober-schlesisch' Heimathland!

III.

Wenn durch der Hütten Feuergluten
Das Firmament sich purpurn malt,
Und in der Przemsa stillen Fluten
Der Abendhimmel widerstrahlt,
Wenn klare Nächte wirksam weisen
Dein feuerfarben Prachtgewand,
Dann muß ich deine Schönheit preisen,
Mein oberschlesisch' Heimathland!



Leopold Schweitzer.

Vom bösen Herzog Nikolaus von Oppeln*).

(Sage).

I.

Herr Nikolaus von Oppeln,
Der arge, finst're Mann,
Ruft: „Ja, ich will verdoppeln
Der Strafen Maaß fortan.
Der Tod treff' für die Ketten,
— Das ist ein recht Gewetten —
Wer Uerger mir gethan!“

„Der Knappe soll mir büßen
Des Hundes schnellen Tod,
Legt ihm den Kopf zu Füßen,
So stets sei mein Gebot!“
Die Mannen schaun zur Erden,
Bleich sah man manchen werden,
Der eben jünglingsroth.

*) Aus der Schlesiſchen Sagen-Chronik, 1840. Verlag von J. Urban Kern, Breslau.

Des Herzogs Mutter, hörend
Des Sohnes Schreckgebot,
Tritt zu ihm, ihn beschwörend
Zu schenken ihm den Tod.
Da lächelt arg der Böse
Und spricht: „Wohlan, ich löse,
Was ich ihm angedroht“.

„Ich will ihn ganz dir schenken,
Du Mutter, halt' ihn gut,
Und woll'st dem Sohn gedenken,
Was deiner Bitt' er thut“.
Er spricht mit leisen Lauten,
In's Ohr dem ihm Vertrauten,
Im Blick verborgne Wuth.

Und nach gar kurzer Weile,
Was gelst da für ein Schrei'n?
Wer tritt mit Schmerzgeheule
In das Gemach herein?
Man sieht ihn schwankend tapfen,
Den blutbefleckten Knappen.
Wo sind die Augen sein?

Er geht auf blut'gem Pfade,
Der arme, junge Knecht,
Der Herzog lacht: „Die Gnade
Hab' ich geübt doch recht?“
Die Mutter tritt zurücke
Und spricht, den Tod im Blicke:
„Das sei an dir gerächt!“

„Der Mutter Wort gehöhet
Hast du mit Spott und Noth,
Das sei erst ausgesöhnet
Durch eigen Blut und Tod!
Sie sinket hin zur Erden,
Blas Alle ringsum werden,
Der Herzog blieb nicht roth.



II.

Zu Meisse in dem Fürstensaal
Da sitzt der Edlen große Zahl.

Was hoch im Land, die Ritter und Herrn,
Sind hergeeilt von nah und fern.

Sie sitzen nun im Edelkleid
Und Gruß um Gruß ein Jeder heut.

Doch starr und finster schaut allein
Herr Nikolaus von Oppeln drein.

Die Seele voll mit bösem Verdacht,
Im Blick' des Zorns Gewitternacht.

Da hat dem Bischof, dem Ehrengreis
Herzog Johann in's Ohr gar leis

Ein kurzes Wörtlein zugerant
Vom Oppler, der so böß gelaunt.

Als der ihn hört, den Namen fein,
Schaut er mit gift'ger Wuth darein.

Man hat dem Bischof ein Schreiben gebracht,
Und als er's stille aufgemacht,

Da stürzt Herr Nikolaus sogleich
— Wie wird sein Antlitz roth und bleich —

Vom Stuhle auf, zuckt seinen Dolch;
„Hab ich dich also, tüd'fcher Molch?

„Wollt ihr ihn fangen mit Verrath,
„Den ihr gelockt, daß er genaht?“

Da hat des Greises schützend Kleid
Geweahrt dem Stoß, der ihm gedrünt.

Die Fürsten eilen zur Hilfe herbei,
Herr Nikolaus brüllt Wuthgeschrei,

Und stößt mit seinem Dolch um sich.
Du greiser Bischof, wehre dich!

Sie dringen auf ihn mit Gewalt,
„Mord, Mord!“ im Saale dröhnend schallt!

Es wiederholt's des Volkes Schaar,
Die draußen rings gelagert war.

Herr Nikolaus flieht aus dem Saal,
Das Antlitz angstverzerrt und sah.

Der Kirche heil'ger Hochaltar
Soll bieten ihm die Rettung dar.

Man reißt ihn von dem heil'gen Ort,
Und führt von dannen ihn sofort.

III.

Zu Reiffe in dem Fürstensaal
Sigt wiederum der Herren Zahl.

Sie halten unter sich den Rath,
Zu sühnen wie die frevle That.

Und als die Stunde kaum entflohn,
Da spricht man ihm das Urtheil schon.

Herr Nikolaus, Herr Nikolaus,
Man führt zum Richtplatz dich hinaus.

Da geht er laut in seinem Groll,
Den Mund des argen Fluches voll —

Was schaudert er plötzlich zusammen jetzt,
Was ist's, was ihn so sehr entsetzt?

Wie sträubt sich auf sein flockig Haar?
Es schwankt zur Seit' ihm hell und klar —

Ein Schatten schimmernd im Blute Licht,
Was tropfend sich aus den Augen bricht.

Herr Nikolaus wird stumm und bleich,
Der Schatten geht mit ihm zugleich.

Und als er zum Richtplatz kommen war,
Fällt neben ihm der Schatten gar.

Herr Nikolaus sein Haupt beugt hin,
Er sieht vor sich den Schatten ziehn.

Herr Nikolaus, Herr Nikolaus,
Hier ist dein stolzes Leben aus.

Zu Reiffe hat er ausgeföhnt *)
Der Mutter Wort, was er verhöhnt.

*) Die Hinrichtung fand am 27. Juni 1497 statt. Die Leiche wurde nach Oppeln gebracht. Nachdem der Zug mit der Leiche das Nikolaiertbor passiert hatte, wurde das Thor auf Befehl der Mutter des Herzogs vermauert. Obwohl — nach der Sage — der Sohn die Bitte der Mutter verhöhnt hatte, war sie doch über die blutige That des Reiffes Fürstentages empört und die verschlossene Pforte sollte der Nachwelt Kunde geben von dieser übereilten und ungerechten Handlung. Im Jahre 1848 wurde zunächst eine Passage für Fußgänger hergestellt und 1854 fuhr König Friedrich Wilhelm IV. zum erstenmal wieder durch das Thor.



Ludwig Sittenfeld.

Oberschlesische Sagen und Erzählungen.

So bedeutend der südliche Theil unserer Heimathsp^rovinz auch in industrieller Hinsicht ist, einen so guten Klang der Name „Oberschlesien“ auch — speziell im Osten und Südosten Europas — hat, auf dem Gebiete der Litteratur nahm es bisher die denkbar bescheidenste Stelle ein, obwohl auch ihm hervorragende Poeten, ich nenne nur Eichendorff und Gustav Freytag, entstammt sind. Und doch giebt es auch hier auf dem anscheinend sterilen Boden wirkliche Schätze. Da sind zum Beispiel jene ober-schlesischen Volkslieder, welche an Innigkeit und Ursprünglichkeit des Gefühls den deutschen fast ebenbürtig sind und die von Hoffmann von Fallersleben, Erbrich, Hellmann u. s. w. trefflich verdeutscht worden sind. Auch die Sagenwelt Oberschlesiens fand bisher wenig Beachtung und doch weist dieselbe einige nicht uninteressante Erzählungen auf, welche sich allerdings auf den west-

lichen, an die Fürstenthümer Troppau und Teschen grenzenden Theil des Bezirkes beziehen, da das östliche, mehr polnische Gebiet auch seine Sagen in polnischer Sprache niedergelegt hat.

Die älteste, sehr ansprechende Erzählung ist die von der Dirschelmutter, einer Art weiblichen Kobolds, welche in manchen Zügen Ähnlichkeit mit unserem Rübezahl aufweist. Auch sie zeigt im ganzen einen menschenfreundlichen Charakter, bestraft Unrecht und belohnt Gutes. Fast immer erscheint sie in Gestalt einer majestätischen älteren Frau. Der Ursprung ihres Namens „Dirschel“ ist nicht bekannt geworden. Ihre Geschichte lautet: Vor grauen Jahren lebte hier im Lande ein gewaltiger König, Babor mit Namen, der in Folge glänzender Siege über die umwohnenden Fürsten eine unermessliche Macht in sich vereinigt hatte. Sein Name war hochberühmt; seine Reichthümer unerschöpflich. Aber ein Wunsch blieb ihm versagt: die Geburt eines Erben. Umsonst brachte er den Göttern zahllose Opfer dar: die Erfüllung dieser Gunst fehlte seinem Glücke. Da beschloß er, um doch für fernere Zeiten seinem Dasein ein Denkmal zu setzen, den Bau einer riesigen Stadt, der größten und schönsten, die je auf Erden gewesen. Ein kolossaler Plan wurde angelegt; die berühmtesten Baumeister zur Ausführung desselben berufen. Viele Tausende von elenden Sklaven ebneten, auf des Despoten Geheiß das hügelige Terrain, ganze große Wälder wurden ausgerodet, ungeheure Steinblöcke herbeigeschafft, bearbeitet und aufeinandergeschichtet. Und so entstand denn die neue Stadt Baborow mit kostbaren Prunkbauten, zahlreichen Tempeln,

feenhaften Palästen, himmelaufragenden Monumenten und einer riesenhaften Zwingburg, in der Babor selbst thronte.

Alein dieser Tyrann fröhnte der niedersten Selbstsucht. Er quälte die für ihn arbeitenden Menschen auf die grausamste Weise und gewährte ihnen nur den elendesten Lohn für ihren Unterhalt. Recht und Gerechtigkeit gab es für seine Unterthanen nicht, und jeder Rath, der ihn auf das Elend des unter dem grausamen Drucke hinsinkenden Volkes aufmerksam machte, wurde von ihm höhnisch zurückgewiesen. Aber bald rächten die zürnenden Götter solche Grausamkeit.

Der Schrecken des Hungers kam über das viele Volk. Pflanzenfasern mit gipsartiger Erde in Wasser gemischt bildeten die Nahrung der Unglücklichen. Was Wunder, daß sich bald die entsetzliche Pest einstellte und Tausende und Ubertausende dahinraffte.

Vergebens bemühte sich die mildgesinnte Königin, dem Uebel Einhalt zu thun, die Noth, soweit es in ihren Kräften stand, zu lindern. Ohne Abzeichen ihrer königlichen Würde, in geringe Kleidung gehüllt, eilte sie von Hütte zu Hütte, tröstete und pflegte sie die Leidenden. Ihr grimmer Gemahl jedoch, über die stummen Vorwürfe und das fromme Treiben seiner Gattin ergrimmt, untersagte ihr nicht nur die Bethätigung ihrer Menschenliebe, sondern er vertrieb sie bei Nacht und Nebel aus seinem Palaste.

Doch die Hungerpest verbreitete sich immer mehr und mehr, sie drang auch durch die blitzenden Schwerter der Hüter des Palastes und ergriff schließlich auch den König. Sofort eilte die milde

Königin zu ihm zurück, um ihn zu pflegen. Aber das Verderben nahm seinen Lauf. Der Himmel verfinsterte sich durch schreckliche Gewitterwolken; die Grundvesten des Erdbodens erbebten; überall öffneten sich Risse und Spalten. Auf viele Meilen hin erbrauste die Luft wie ein von wildem Orkan erregtes Meer. Und plötzlich that sich die Erde auf und verschlang das herrliche Baborow, das bestimmt war, den Namen seines Stifters den fernsten Geschlechtern zu verkünden, mit seinen Palästen und Tempeln, sie begrub die unendlichen Schätze des unmen schlichen Königs zugleich mit ihm und den Seinen und mit dem elenden Volke.

Nur der Königin war nicht völliger Untergang beschieden. Zwar versank auch sie mit den Uebrigen, allein sie war dennoch an die Erde gebannt, „bis die ihrer Aufsicht vertrauten Schätze dem Schoße der Erde entnommen, das Unrecht, so Babor verübt, den Nachkommen vergütet, die Gegend in der er geherrscht, zu erfreulichem Wohlstand gelangt ist“.

Das ist die Sage von der Dirschelmutter. Zwar vermeldet Minsberg (Ratibor 1833), daß die Sage hauptsächlich in der Gegend von Ratscher zu Hause war und daß die Dirschel den dort gelegenen wilden Heinberg bewohnte, allein die Beziehung der Schlußprophezeiung zu den unterirdischen Schätzen des ober schlesischen Industriebezirks ist doch eine zu deutliche und naheliegende, als daß dieselbe von der Hand gewiesen werden könnte.

Einer viel späteren Zeit gehört die Sage von der „Wenfrau“ an, welche der Leobschützer Gegend

entstammt; diese ist nicht so gutmüthiger Art, wie die Dirschel, sondern mehr dämonischer Natur. Als Bettlerin verkleidet zieht sie im Lande umher und wehe dem Hofe, von dem man sie vertreibt! Bei Geburten stellt sie sich ein, leistet geschickt Hilfe, aber als Lohn nimmt sie das Kind, falls es ein Mädchen ist, und verschwindet damit. Die Knaben zeichnet sie mit einem blutigen Male.

Einst war sie eine Fürstin von Polen, die stolze und schöne Wanda (747 n. Chr.) Ein junger pommerscher christlicher Fürst Rhitogar warb in heißer Liebe um die begehrenswerthe Heidin. Als sie ihn jedoch aus Haß gegen die Deutschen und in stolzem Uebermuth höhniß abwies, nahm der Verschmähte sich das Leben, nachdem er sie vorher verflucht hatte. Umsonst suchte sie selbst verzweifelt in den Fluthen der Weichsel selbst den Tod; der Fluch sollte erst gelöst werden von „einer christlichen Jungfrau in kindlicher Einfalt durch des Wassers Kraft“.

Bei der Belagerung der Burg Füllstein bei Leobschütz durch die Polen raubte die Wonnfrau das Töchterchen des Burgherrn Herbolt aus dem Hause Broda und seiner Gattin Hiltraut, der Tochter Marcards von Vibran, bei seiner Geburt aus Rache dafür, daß Marcard sie einst, da sie ihm bettelnd nahe, vertreiben und züchtigen ließ. — In einem Berge unweit Ziegenhals zog sie das Kind auf, fern von den Menschen. Einmal nur, als es bereits drei Jahre alt, nahm sie es auf seine Bitten mit ins Freie. Ein ihnen entgegenkommender Laufzug erweckte die Neugier des Kindes; es riß sich von der Wonnfrau los und lief mit in die Kirche. Dort

folgte das Mädchen neugierig der heiligen Ceremonie und wiederholte, als sie wieder mit Wanda in die Höhle zurückgekehrt war, in kindlicher Einsicht die Pflegemutter mit Wasser besprengend die eben gehörte Taufformel. Damit ist der Fluch gelöst „von einer christlichen Jungfrau in kindlicher Einsicht durch des Wassers Kraft“.

Die Bennisfrau war von ihrem ewigen Dasein befreit. Nachdem sie den Eltern das Kind zurückgegeben, verschwand sie für immer.

Einer späteren Periode entsproß die Sage von der Gründung Oppelns, welche in das Ende des zehnten Jahrhunderts verlegt wird. Wojciech, als Bischof von Prag Adalbert genannt, kam auf seinem Bekehrungswege auch in den opolischen Gau. Er heilt ein krankes Mädchen, Jagna, die sechzehnjährige Tochter des hochgeachteten Setnik (Gaurichter) und befehrt damit die einflußreichen und zahlreichen Angehörigen desselben. Nur der Vater ihres Bräutigams, Mog, bleibt fanatischer Anhänger und Priester der heidnischen Götter und überfällt mit Gleichgesinnten die gläubig gewordenen Ansiedler. Nachdem der Ueberfall abgeschlagen, bauten dieselben um ihre Häuser eine Ringmauer; die Fürsten des Landes gaben dem Orte die Rechte einer Stadt und Adalbert errichtete über den Trümmern des heidnischen Tempels der Göttin Lubina eine Kapelle zu Ehren des christlichen Kämpfers St. Georg.

Eine schaurigtraurige Sage ist die des Tartarenkopfes aus der Geschichte Ratibors: Als die Mongolen im dreizehnten Jahrhundert auch diese Stadt belagerten, fanden sie hier einen unerwarteten Widerstand. Zwar

hatte sich der Herzog Miesko mit Heinrich von Biegnitz zur Abwehr in offener Schlacht vereinigt, aber der Schloßvogt Bartek Lasata hielt doch mit nur 200 Mannen die Feste. Vergebens war der Ansturm des durch den Widerstand rasend gewordenen Häuptlings Tiu-fu; ein wohlgezieltes Geschöß traf ihn selbst. Er blieb todt liegen und die Belagerer zogen ab, ohne die Gefallenen zu beerdigen. Der Kopf Tiu-fus wurde in eine Außenblende der Schloßkapelle vermauert und ein Abbild dieses schrecklichen Antlitzes auf die Mauer gemalt. Dieser Kopf sollte aber, wie es hieß, den Schloßbewohnern stets Kunde von nahem Unheil geben.

Als nun einst, so erzählt die Sage, die Herzogin Sofia (1298) dort betete, um sich für ihre nahe Entbindung Kraft und Stärke zu erslehen, öffnete sich plötzlich die Blende der Mauer und der Tartarenkopf rollte zu ihren Füßen. Entsetzt floh die Fürstin und gelobte, das Kind, welches sie erwartete, der Kirche zu weihen.

Vergebens warb um die zur herrlichen Maid erblühten Tochter Ekbert, ein junger Braunschweiger Herzogssohn, vergebens bat Domicilla die Mutter flehentlichst, ihre Hand dem Geliebten nicht zu versagen, vergebens bemühte sich der Herzog Przemko eifrig, den Sinn seiner Gemahlin zu wenden und den treuen Freund, der ihm zum Siege über Nicolaus von Troppau verholfen, glücklich zu machen, vergebens drang ihr Sohn Lesco in sie mit Gründen der Willigkeit und der Vernunft — die Herzogin blieb, von Priestern beeinflusst, unbeugsam in ihrem Willen und selbst, als ihre letzte Stunde nahte, mußte ihr die Tochter

versprechen, den Schleier zu nehmen. Der unglückliche Eibert konnte seinen Schmerz nicht verwinden; er wurde gemüthskrank und endete einsam im Gebirge. Für Domicilla aber gründete der herzogliche Vater zu Ratibor ein Kloster der Dominikanernonnen (1299), welches Heinrich von Wrbna, Bischof zu Breslau, feierlich einweihte und in welchem sie für ewig der Welt entsagte. Das ist die Geschichte des Tartarenkopfes zu Ratibor.

In die Zeit der Reformation führt uns die Erzählung von Lorenz Bank, eines Meißner Bürgerssohns, welcher auf seinen Reisen auch nach Wittenberg kam und dort Anhänger von Luthers Lehre ward. Nach mehreren im Auslande verlebten Jahren kehrte er mit seiner in Augsburg unter romantischen Umständen erkämpften Braut nach Meisse zurück und übernahm dort (1521) das umfangreiche väterliche Geschäft. Die Reformation hatte damals aber auch in Meisse zahlreiche Freunde gefunden und selbst ein Theil der Priester bildete ihren begeistertsten Anhang. Kein Wunder, daß Zwistigkeiten zwischen dem Rathe und dem größeren Theile der Geistlichkeit einerseits und den Anhängern der neuen Lehre andererseits an der Tagesordnung waren. Die letzteren scharten sich um Lorenz Bank, der seiner Klugheit und Besonnenheit wegen großes Ansehen genoß. Aber nur schwer gelang es ihm, die drohenden Konflikte zu vermeiden. Eines Tages hatte sich ein Haufen wahntrunkener Menschen vor dem Rathhause zusammengedrängt, welcher wüthend den „Umsturz alles Bestehenden“ verlangte. Muthig stellte sich ihm Lorenz Bank entgegen und erwirkte durch besänftigende Worte und

den Rath, vom Breslauer Bischof Jacob von Salza Glaubensfreiheit zu erbitten, den ruhigen Abzug der Stürmer und Dränger. In der That zog bald darauf der Bischof mit fürstlichem Pompe in Reiffe ein, unterhandelte mit Lorenz Bank, ernannte ihn und einen zweiten Lutherischen zum Mitgliede des Rathes und wies den Anhängern der neuen Lehre die Kirche Mariae ed rosa zu stiller Gottesverehrung an. Segensreich wirkte Bank in seiner Heimathstadt, bis er 1525 bei dem großen Brande, nachdem er seine thatkräftige Hilfe den Mitbürgern hatte angedeihen lassen, mit seiner geliebten Mansucta im eigenen Hause umkam.

In eine ganz andere Sphäre, in die des hohen Adels, führt uns eine interessante Erzählung, welche im Jahre 1657 auf dem Schlosse zu Ober-Glogau spielt. Dort residirte in jenem Jahre bei seinem Günstlinge, dem Grafen Eusebius von Oppersdorf, der König Johann Casimir von Polen mit seiner Gemahlin und zahlreichem Hofstaate. Unter diesem zeichneten sich besonders zwei Hoffräulein durch blendende Schönheit aus, die liebliche blonde Bibiana Paciorowski und die pikante Margaud de Miquière, eine sittenlose Französin. Bei Gelegenheit eines in Gegenwart des ganzen Hofes abgehaltenen Dankgottesdienstes, bei welchem der päpstliche Nuntius selbst die Messe celebrirte, fing durch Zufall das Kleid Bibianas Feuer. Entsetzt und fassungslos steht die Menge. Da bricht sich ein junger Page, Serapion Wolesta, kühn durch dieselbe Bahn, erstickt mit seinem Mantel die Flammen und trägt die bewußtlose Bibiana, seine Jugendfreundin, aus der

Kirche. Von da an entspinnt sich zwischen beiden, wenn auch unausgesprochen, ein zartes Liebesverhältniß, von dem nur flüchtige Blicke kurze, aber beredte Kunde gaben. Aber die Eifersucht hat scharfe Augen. Auch Margaud ist in brünstiger Minne für den schönen Jüngling entbrannt, obwohl sie mit einem italienischen Abenteurer, dem Mantuaner Gennardo Contese, der sich Zutritt zum Hofe zu verschaffen gewußt, ein intimes Verhältniß unterhält. Sie erspäht mit Ungeduld eine Gelegenheit, Bibiane zu verderben. Bald, nur zu bald, scheint diese gekommen.

Die Königin legte bei einem der glänzenden Feste einen kostbaren Schmuck ab und beauftragte Bibiane, ihn in ihr Schlafgemach zu tragen. Auf dem Wege dahin, in einem einsamen Gange, trifft sie Serapion, ihren Jugendfreund, ihren Retter, den sie bisher nie hat ohne Zeugen sprechen können. Die jungen gleichfühlenden Herzen öffnen sich einander in überströmender Liebe. Die jungen Leute umarmen sich und dabei entfällt der in Wonnerausch verzückten Jungfrau das kostbare Kästchen. Das Liebespaar hat diesen Vorfall nicht bemerkt, wohl aber die in der Nähe spionirende Französin. Mit schnellem Griff bemächtigt sie sich des Schazes und läßt ihn verschwinden. Vergeblich sucht einige Minuten später das Liebespaar das kostbare Geschmeide; Bibiana ist in höchster Angst, daß man sie für eine Diebin halte. Da kommt unerwartete Hilfe. Der in einer Hütte des Schloßparks hausende Einsiedler wird in dieser Nacht durch heftige Reden aus seiner Ruhe gestört. Er hört fränkische Worte, die ihm noch aus

seiner Jugendzeit her vertraut sind. Ein Weib und ein Mann streiten sich um den Besitz eines Kleinods. Der Mann verlangt mit rohen heftigen Worten von dem Weibe die Herausgabe desselben, die sie ebenso entschieden verweigert. Endlich hört der Einsiedler einen Fluch, dem ein entsetzlicher Schrei aus dem Munde der Frau folgt. Zur Hilfe eilend findet er dieselbe durch einen Dolchstich in der linken Brust schwer verwundet. Es ist Margaud de Riquière, welche auf ihrem Sterbebette all' ihre Intriguen gesteht. Der sündige Italiener wird eingefangen und beichtet, daß er den Polenkönig um große Summen betrogen, ja sogar ein Komplott geschmiedet habe, zum Zwecke, Casimir in die Hände seiner Feinde zu liefern. Bibiane und Serapion nehmen Abschied vom Hofe und gründen sich ein eigenes Heim.

Dies wären einige interessante Sagen und Geschichten aus Oberschlesiens Vergangenheit. Freilich, wer die verbürgte Geschichte dortiger Adelsgeschlechter aus dem letzten halben Jahrhundert niederschreiben wollte, würde noch viel interessanteren Stoff finden.



Paul Speier.

Kulturhistorische Skizze.

Während über den niederschlesischen Kohlenbergbau, namentlich aus dem Fürstenthum Schweidnitz und der Grafschaft Glatz, schon vor der Besitzergreifung Schlesiens durch Preußen mehrfach bestimmte Ueberlieferungen vorliegen, sind dieselben über Oberschlesiens Kohlenbergbau sehr unsicher und unzuverlässig. — Ueber den ober-schlesischen Erzbergbau, namentlich den Bleierzbergbau, liegen positivere Nachrichten schon aus dem 13. Jahrhundert vor.

Die Steinkohlengruben im Rudaner Revier, im jetzigen Felde der Brandenburggrube, scheinen zu den ältesten zu gehören, denn sie finden schon Erwähnung in einem amtlichen Bericht vom Jahre 1751. Die ersten bestimmten Nachrichten über Betriebsergebnisse datiren aus dem Jahre 1769. Die Gruben im Fürstenthum Pleß verzeichnen im genannten Jahre eine Förderung von 2000 Tonnen.

Ueberaus schwer war es, die ersten Steinkohlen in Aufnahme zu bringen und Konsumenten heranzuziehen; waren doch die Heizvorrichtungen äußerst primitiv und nur für die damals billige Holzfeuerung eingerichtet. Viele Tausende von Tonnen wurden zu Versuchen gratis verabfolgt.

In Niederschlesien waren 1785 bereits 29 Gruben vorhanden, in Oberschlesien dagegen nur 4. Es waren dies Wilhelmine und Juliane bei Gultschin, Brandenburg bei Ruda und König David bei Orzegow. Nicht viel anders war es wohl auch fünf Jahre später, als Goethe seine bekannte Reise nach Oberschlesien machte. Der Begründer der Homöopathie, Hahnemann, veröffentlichte im Jahre 1786 eine Abhandlung, in welcher er ganz energisch für die Steinkohle eintrat und die von den Gegnern erhobenen Bedenken, die Steinkohlen-Feuerung sei durch Rauch und Staub gesundheitschädlich, gründlich widerlegte. Die Schlesiſchen Provinzialblätter brachten in demselben Jahre bereits eine Zusammenstellung von Etabliſſements, welche sich im Jahre 1785 der Steinkohlenfeuerung bedienten. Den Löwenantheil bei dem immerhin sehr bescheidenen Verbrauch hatten die niederschlesiſchen Gruben, denn in Niederschlesien waren 1783 bereits 2000 zum Steinkohlenbrand eingerichtete Stubenöfen hergestellt. Selbst die Kasernen zu Schweidnitz und Silberberg wurden erst auf Befehl König Friedrich II. mit Steinkohlen geheizt.

Des großen Königs muß auch hier mit höchster Verehrung und Dankbarkeit gedacht werden, denn nach der definitiven Besizergreifung Schlesiens wandte er dem so viele Jahrhunderte aller Unbill ausgesetzten

Oberschlesien seine ganz besondere Sorgfalt zu. Unter seiner segensreichen Regierung wurde der Grund gelegt zu seiner Entwicklung, welche heute unser Oberschlesien zu den hervorragendsten Industriestätten Deutschlands zählen läßt. Mit prophetischem Geist sagte der geniale König in seiner Kabinettsordre vom 5. Juni 1769 voraus „daß in Schlesien noch viele Mineralien verborgen sind, deren Entdeckung, Betreibung und Zugutmachung durch bergmännische Ausnützung dem Lande einen wesentlichen Vortheil verschaffen würde“.

Aber auch jenes bedeutenden Mannes sei hier gedacht, der alle Zweige des montanistischen Produktionsgebietes mit seinen Ideen befruchtete und sie schneller Entwicklung zuführte — des Freiherrn Friedrich Wilhelm v. Reden. Dieser ist als eigentlicher Begründer der oberschlesischen Industrie zu bezeichnen. Als er in den preussischen Staatsdienst trat, hatte er vorher lange Jahre die bedeutendsten ausländischen Werke besucht; die gesammelten Erfahrungen, die umfassendsten Kenntnisse, sein technisches Wissen, wie sein praktisches Können ließen schnell neues Leben aus den Ruinen erblühen und schufen die Grundlage zu der jetzigen Höhe. In Begleitung des Grafen Reden hatte im Jahre 1790 Goethe auch mit dem Herzog von Weimar die Reise nach Oberschlesien, Krakau, Wielizka und Ezenstochau unternommen. Goethe schenkte damals namentlich seine Aufmerksamkeit dem Aufblühen der Kohlenindustrie. An diese Reise erinnert bekanntlich Goethes vielfach mißverstandenes Epigramm an die Knappschast von Tarnowitz. Goethe scheint Reden schon von früher

her gekannt und die Bekanntschaft in Breslau erneuert zu haben. Goethe selbst schrieb an Herder: „An dem Grafen Neden haben wir einen sehr guten Gesellschafter gehabt“. Freiherr von Neden starb 1815. Die Nachwelt hat ihn geehrt durch Aufstellung eines Denkmals auf dem nach ihm benannten Nedenberge, welches 1853 bei Anwesenheit König Friedrich Wilhelm IV. feierlich enthüllt wurde.

Bedeutung und Entwicklung gewann der Steinkohlenbergbau erst bei Begründung der Hüttenindustrie; die Erbauung des ersten Coakshochofens in Gleiwitz, der Friedenschütte, die Einführung von Dampfmaschinen gaben den ersten Anstoß zur Etablierung größerer Kohlenwerke und zum rationellen Ausbau. —

Die Entwicklung des staatlichen Bergbaues ging in den ersten Dezennien auch nur langsam vor sich. Im Jahre 1790 wurden auf dem jetzigen westlichen Theil der Königsgrube auf Betreiben und Veranlassung des Grafen Neden, die ersten Schürfs- und Versuchsarbeiten ausgeführt und bereits im Jahre 1791 finden wir die ersten Förderquanten der jetzigen Königsgrube verzeichnet. Wadende Kohlen zur Coakbereitung geeignet, waren noch nicht vorhanden und mußten für die inzwischen etablierten Hochöfen aus Niederschlesien herangezogen werden. Ein Berg-Geschworener aus Beuthen leitete zuerst die Schürfsversuche bei Zabrze und fand 1791 bei 4 Sachter Tiefe ein 36 Zoll mächtiges Flöz. Weitere Bohrungen führten zu wichtigen Funden. Im Jahre 1810 gelangte man durch die gemachten Aufschlüsse zu der Ueberzeugung von dem Vorhandensein von drei

mächtigen Flözen, Heiniß-, Reden- und Forchhammer-Flöz. Im Jahre 1811 erhielt der vom Staate betriebene Komplex den Namen „Königin Louisen Grube“.

Wie bereits erwähnt, fand erst nach der Begründung der Hüttenindustrie das bisher vernachlässigte Produkt als „schwarzer Diamant“ allgemeine Würdigung und veranlaßte die Magnaten, den Steinkohlenbergbau in umfassender Weise in Angriff zu nehmen. Die Caroline-, Louisenglück-, Wildensteinsegen-, Paulus-, die Grafen Henkel'schen Steinkohlengruben etc. treten in Aktion. Eisenhütten, Zinkhütten und viele andere Industriezweige erstehen und viele Tausende von Arbeiter werden in ihren Dienst gestellt. Von Dekade zu Dekade entwickelt sich eine blühendere Industrie. Mit dem Eintritt der Eisenbahnen und der Erweiterung des Eisenbahnnetzes wuchs die Produktion rasend. —

Von dem 83 Quadratmeilen großen Kohlenbecken, an welchem alle drei östlichen Großmächte participiren, gehören ca. 56 Quadratmeilen zu Preuß. Schlesien. Nur 13—14 Quadratmeilen umfaßt der District, in welchem die Kohlenschätze bereits in Ausbeute genommen sind.

Herr v. Carnall, ein genauer Kenner Oberschlesiens, schätzte im Jahre 1857 den Borrath in Oberschlesien auf ca. 6000 Jahre. Aber selbst wenn wir in die angenehme Lage kommen sollten, 500 Millionen Centner per Jahr zu fördern und dafür Absatz zu haben, so würde der Kohlenreichtum Oberschlesiens noch immer über 2000 Jahre ausreichen.

Im Jahre 1893 förderten sämtliche Gruben Oberschlesiens 17 095 531 Tonnen mit einem Geldwerth von Mk. 91 811 797. Der staatliche Steinkohlenbergbau war dabei mit $22\frac{3}{4}\%$ betheiltigt.

Möge der Bergbau Oberschlesiens auch weiter blühen, wachsen und gedeihen.

„Glück auf!“





An Eichendorff's Grabe in Meisse.

Ein lauschig Plätzchen ist's, wo man ihn eingesenkt,
Wo an der Gattin Seite schläft der Wandermüde;
Ephuegeranke auf den Grabstein niederhängt,
Und rings im Laub die Vöglein singen: Friedel, Friedel
Ein goldner Strahl durchs dunkle Zweiggegitter bricht
Und spielt verloren um die stille Todtenstätte —
Fernab der Strom des Lebens rauscht und störet nicht
Die beiden Schläfer hier im kühlen Erdenbette . . .

Wie fühlt' ich's weihervoll da durch die Seele ziehn,
Als grüßte mich der Genius des edlen Todten!
Der Geist der Lieder an dem Ort zu wandeln schien,
Denn in den Wipfeln ging's wie frische Reifnoten.
Die Welt, die schöne Welt sah man vor Blüten kaum,
Als sie der Sommerabend dann erröthend küßte,
Und sabbathhehres Schweigen flutete im Raum,
Dieweil vom Himmel nun die Erde träumen müßte.

— O Sabbathstimmung, die uns überfluthet auch,
Wenn irgendwo erklingen Eichendorff'sche Weisen!
Nie hat verspüret echter Dichtkunst Zauberhauch,
Wer nicht versteht mit ihm ins Himmelreich zu
reisen! . . .

Behüt dich Gott an heil'ger Statt, du grüne Gruft,
Drin ein Waldvöglein sich zu langer Nacht geborgen:
Umirren sollen seine Sieder, bis es ruft
Zur frohen Urständ jener große letzte Morgen!



Sachfengänger.

(Auf Bahnhof Kandzin).

Zwei Stunden Aufenthalt — — mein Gott! die Zeit
Wird bei dem Warten doch entseßlich lang!
Zwar Volks genug, doch kein bekannt Gesicht —
Schaal schmeckt das Bier und hart erscheint die Bank.
Verdrießlich steht man auf und schlürft umher,
Tritt an's beschlagene Fenster dann, zu seh'n
Ob immer noch der Regen draußen fällt —
Doch langweilt bald dies unnütz scharfe Späh'n . . .

Vielleicht daß am Perron, der überdacht,
Sich irgend etwas zeigt, daß uns zerstreut!
Gedacht, gethan — wir schreiten aus dem Saal.
Sieh da! Der Bahnsteig lagert voller Leut',
Viel junges Volk — ein stämmig kräft'ger Schlag,
Nach Tracht und Sprache Polen offenbar,
Und ihre schweren Bündel deuten an,
Daß weit zu reisen denkt die bunte Schaar.
Verlegen sichernd tauschen neben mir
Zwei dralle Dirnen unverständlich Wort,
Indes stumm vor sich nieder stierend lehnt
Ein Haufe Burschen an der Mauer dort.
Doch weiterhin die volle Flasche kreist,
Auch Mädchen greifen ohne Scheu danach,
Die freilich das Erröthen längst verlernt,
Denn ihre Augen reden sünd'ge Sprach' . . .

Ganz abseits von dem Schwarme sinnend steht,
 Gen Wind und Wetter das Gesicht gefehrt,
 Ein blutjung' Ding, von hartem schlanken Wuchs
 Und, wie mein forschend Auge mich belehrt,
 Mit selten reingezeichnetem Profil,
 Die Formen knospend erst, noch scheu versteckt;
 Und doch — der Padden ihr zur Seit' — das Tuch,
 Das vorn geknotet ihren Blondkopf deckt,
 Gesellen sie den Andern, die sich wohl
 Versucht als Sachfengänger öfter schon.
 Dies halbe Kind jedoch zum ersten Mal
 Die Heimat flieht, wo gar so karg der Lohn.
 Vielleicht daß ihr von Schätzen ward erzählt,
 Vom Glück, das Manche in der Fremde fand —
 Vielleicht auch steht verwaist sie in der Welt,
 Denn arbeitshart scheint mir die junge Hand . . .

Du arme Dirn — so zart und schutzlos mußt
 Du auf des Lebens wüsten Markt hinaus — —
 Ist Dir bestimmt ein ehrbar Frauenloos?
 Gehst unter du im Pfuhl? — Ich denk's nicht aus! —
 — Da schrickt die Kleine jäh zusammen, streift
 Aus dunklem Aug' verängstigt mich und eilt
 Erglüht hinweg. — Ein rohes Scherzwort macht's,
 Als hätt' zu nah sie mir, dem „Herrn“ verweilt . . .
 Wer rief's? — Zum Aufbruch rüstend lärmt der Trupp,
 Denn eben fährt sein Zug am Bahnhof vor,
 Der Sachfengängerzug — und pfeifend naht
 Von links ein zweiter — — „Endlich Ratibor!! — —



Schlesier - Lied.

Nach der Melodie der Bindenwirthin zu singen.

Rothe Erd' und märk'schen Sand,
Pommern, Sachsen, friesisch Land,
Selbst des Rheingau's Schöne, —
Nichts erachten wir im Reich
Unfrem Schlesierlande gleich,
Wir Silesias Söhne!

Wald und Flur, welch stolzer Kranz!
Grüßt im Sonnenglanz,
Blauer Berge Kette,
Und der Oder Silberband
Schlingt sich weit durchs blüh'nde Land,
Spiegelnd Dorf und Städte.

Biedre Menschen haufen dort,
Breit, behäbig klingt ihr Wort
Zwar, doch urgemüthlich.
Und aus manchem tiefen Schacht
Schürft des schwarzen Goldes Pracht
Schlesierfleiß stillfriedlich.

Schlesier hängt an Haus und Herd,
Hält der Ahnen Erbe werth
Wie das gute Neue;
Mit des Polen zähem Sinn
Wohnt im Schlesierherzen drin
Auch kerndeutsche Treue! —

Lobt drum eure Lande ihr,
Dann gestattet, daß auch wir
Unser Schlesien preisen!
Blühen mag hier allezeit
Schlesische Gemüthlichkeit,
Wenn die Becher kreisen! . . .



Das Forsthaus.

Zwischen meilenweiten Wäldern
Wo auf stundenlangen Fahrten
Keiner Seele du begegnest,
Liegt versteckt ein einjam Dörflein.

In den strohgedeckten Hütten
Hausen bettelarm Polaken,
Denn für reich schon gilt bei ihnen,
Wer ein Zugthier nennt sein eigen.

Magre Aecker, Sand und Heide
Bis zum Wald das Dorf umkränzen,
Selten daß ein Obstbaum breitet
Seine Zweige auf die Hütten. —

Wo die letzten Häuslein streifen
Fast den Saum des dunklen Waldes,
Grüßt am Fuße eines Hügel's
Noch ein Bau gar schmuck und stattlich.

An dem Hirschkopf hoch am Giebel,
An den grünen Fensterläden
Und dem Gärtchen vor der Thüre
Ist's als Forsthaus leicht zu kennen. —

Weltentlegen, traute Stätte
Im geschmähten Oberschlesien,
Nah' des heil'gen Rußlands Grenze,
Nimmer kann ich dein vergessen!

Wenn die schöne Zeit der Ferien
Reiselust im Knaben weckte,
War auch bald das Ziel gefunden:
Jenes Forsthaus lud mich gastlich!

Und auch später, als das Leben
Mich in Zucht und Lehr' genommen,
Durst' ich rasten Tag und Wochen
Dort im Kreise der Verwandten.

Heute noch, mit grauen Haaren,
Sehhaft längst in Amt und Würden,
Denk ich sehrend oft der Stunden
In dem waldumsäumten Forsthaus.

Nicht dem Wandern, Tollen, Schwärmen
Mit des Försters lust'ger Jüngsten
Gilt allein dies Sehnen — mehr noch
Gilt's der ersten heil'gen Liebe! . . .





Das polnische Teufelchen.

Des Sommermittags sengende Gluth
Erstickend über den Föhren ruht.
Es jammert das Holz, es fliegen die Späne
Und Aextkrachen erschallt.
Es rasseln der Säge gefräßige Zähne.
Holzfäller haufen im Wald,
Die nun beim kargen Mahle sitzen
Und schwitzen.

„Wir beteten zu Sankt Barbara,
Zu Anna und Anastasia,
Daß sie den Furchen Segen verleihen,
Das hat uns nichts genügt.
Die Weiber hungern, die Kinder schreien;
Kein Heiliger, der uns schützt!
Drum wollen wir's einmal mit Fluchen
Versuchen.“

„Strzolek, Strzolek, lieb Teufelein,
Willst du nicht unser Helfer sein?
O gieb Kartoffeln uns armen Polen,
Gieb uns ein' Thaler in Tasch'!
Bleiben dir immer auch schutzbefohlen,
Teufelein in der Flasch'.
Strzoleklein, kannst uns helfen alleine,
Erscheine!“

Ein Sichern durch die Wipfel zieht,
Ein seltsam Glänzen niedersprüht,
Hoch hängt ein Fläschlein in den Zweigen,
Nur wie ein Daumen groß.
Der Kühnste muß den Baum ersteigen;
Sie lauschen athemlos.
Er bringt's! Sie halten's in Händen jeztunder,
O Wunder!

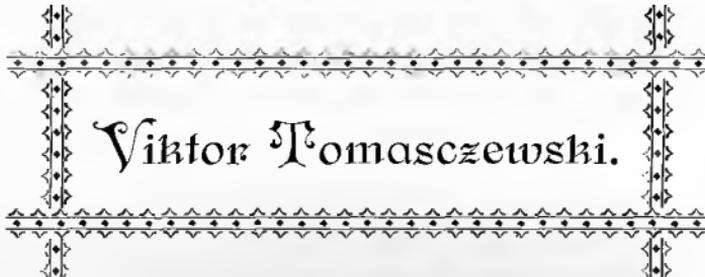
Ein Männlein wie ein Käferlein,
Das nickt und blickt so freundlich drein
Und bläht sich auf als wie ein Fröschlein,
Den Storken schnell heraus!
Er schlüpft behende aus dem Fläschlein
Und wächst und schwillt! O Graus!
Man sah noch niemals einen Riesen
Wie diesen!

Und stürmt jezt los, und den nächsten Stamm
Reißt er heraus mit der Wurzel zusammen',
Noch einen, noch einen, noch hundert, noch
tausend;

Hat alles zu Scheitern zerstückt,
Verschwindet in den Lüften brausend.
Sie stehen und staunen beglückt.
„Zum Jahrlohn verhalf uns in einer Minute
Der Gute“.

Die Polen sind klug, sie denken seitdem:
„Es lebt sich wirklich angenehm,
Es wird uns niemals was geschehen!
Wenn uns kein Heiliger schützt,
Kann man zum Teufel bitten gehen.
Wenn nicht das Beten nützt,
Da kann man ja wieder versuchen
Mit Fluchen.“





Viktor Tomaszewski.

Am Sigeunerfeuer.

(In den Bruchfeldern von Laurahütte).

Heimatlos! — Was das bedeutet,
Weißt du's wohl, mein weißer Gast?
— Nein, das kannst du nimmer wissen,
Der du eine Heimat hast!

— Lange bin ich hingezogen
Durch dein rauhes Heimatland, —
Und was war's, das ich zum Lager
Für die müden Glieder fand?

Statt im tiefen Waldesdunkel
Weich im garten, grünen Moos,
Ruh ich hier auf einer Scholle
Rauchgeschwärzt und kahl und bloß!

Es erschaut mein wandernd' Auge
Nur Gefilde — starr und tot,
— Da! Wie aus den tiefen Spalten
Ein gespenstig Flämmchen loht!

Drunten tief im Erdenchooße
Glimmt des ew'gen Feuers Brand.
Nie bedeckte diese Oeden
Noch ein winterlich Gewand!

Nie erschauten diese Felder
Je des Frühlings zartes Grün —
Gift'gen Hauches Schlackenhügel
Nächtlich nur zum Himmel glüh'n!

— Doch, wie wollte ich sie lieben!
Und wie dünkten sie mir schön —
Dürfte ich sie Heimat nennen
Diese rauhen, kahlen Höh'n!

Ein Geschlecht, von Gott verstoßen,
Zieh'n wir durch die weite Welt;
Bald im Süden, bald im Norden
Schaust du unser wandelnd Zelt!

Unde Menschen zu betrügen
Zwinget uns des Lebens Not.
Tanzen, Spielen, Betteln, Stehlen —
Das ist unser täglich Brot!

Und da kommen eure Priester
Zu uns in den stillen Wald,
Wo der Blätter leises Rauschen
Ew'ge Wahrheit wiederhallt;

Predigen von Menschenliebe
Sich die bleichen Lippen mund —
Ihre Brüder aber treten
Den verhaßten braunen Hund!

Ist's dann Wunder, wenn im Staube
Der getret'ne Wurm sich krümmt,
Wenn in dem Zigeunerherzen
Statt der Liebe Haß nur glimmt?

Klugheit doch gebietet Schweigen!
Fremdling, kannst Du's nun verstehen,
Warum Dir so eigen dünket
Unser Fiedel wild Getön?

Hör', wenn aus dem toten Holze
Ton auf Ton melodisch schwillt: —
's ist das Klagen, 's ist das Schluchzen,
Das aus unsrer Seele quillt!

Ja! Ihr klatschet dann und rufet:
„Brauner Mann, dein Lied war schön!“
— Doch, wer kann dem armen Burschen
In des Herzens Tiefe sehn?

Nun leb wohl! — Schaust du die Wolken,
Die am Himmel rastlos ziehn?
So muß der Zigeuner wandern
Heimatlos sein Leben hin! —

Lebe wohl, mein weißer Bruder!
— Schauest mich so traurig an?
Nimm die braune Hand! Dein Schweigen,
Guter, hat mir wohlgethan!



St. Barbara.

Bevor der Bergmann in die Tiefe fährt,
Bevor er eilt zum schweren Tageswerke,
Sucht im Gebet bei seinem Gott er Stärke,
Der die Gefahr der Teufe von ihm wehrt.

Und jeden Morgen kniet er am Altar
Vor Sancta Barbara's gepriesnem Bilde,
Im Bechenhaus und flehet, daß die Milde
Vor grausem Tod und Unglück ihn bewahr. —

Mild, segnend schaut ihr freundlich Auge nieder:
„O seid getrost! In dunkler Bergesnacht
Weil' ich bei Euch; die Schutzpatronin wacht
Im Erdenstooß auch über ihre Brüder!“

— In dieser Zuversicht fährt er vor Ort.
Gar fröhlich klingen bald die alten Weisen,
Melodisch tönt dazu im Takt das Eisen;
Und rüstig schreitet da die Arbeit fort!

Es weicht der Fels, es stürzen seine Wände:
Wie blinket herrlich da aus düst'rer Nacht
Entgegen ihm der Urwelt holde Pracht,
Das reiche Erz beim trüben Schein der Blende!

— Doch weiter muß der Arm der Heil'gen reichen!
Dort, wo kein blinkend Erz erglänzt beim Schein
Des Grubenlicht's, dort, wo ein schwarzer Stein,
Die schlichte Kohle, muß dem Knappen weichen.

Da hörst du kein heiter' Fäufstelllingen;
Hier schrämt die Keilhau', dort der Bohrer stöhnt
Dumppf durch die Hallen nur das Pulver dröhnt.
Dem bleichen Mund entquillt kein fröhlich Singen.

Geschäftig huschen, geistergleich, Gestalten
Beim trüben Licht, gehüllt in Pulverdampf.
Mit Elementen ist's ein steter Kampf,
Den ihnen wies des Schicksals blindes Walten! —

Doch über all' das Leben, das so warm
Puffteret drunten in der ew'gen Nacht
St. Barbara, die Schutzpatronin wacht,
Und Alle schirmet sie mit starkem Arm.

Und darum ist des Knappen erster Gang
Zu ihrem Bild, wenn nach vollbrachter Schicht
Ihn wieder grüßt das langentbehrte Licht:
„Für deinen Schutz, du Heilige, hab' Dank!“



Berglage.

Am Sanct Barbaratage,
Da ruht im tiefem Schacht
Des Schlägels heit'res Lönen —
Still ist's, und ew'ge Nacht.

Nur leis das Wasser murmelt,
Das aus der Tiefe bringt,
Und hie und da im Fallen
Ein Stückchen Fels erklingt.

Doch horch! Wer stört die Stille
Mit frev'lem Uebermuth?
— Wem ist der Tag nicht heilig,
Da jeder Knappe ruht?

Zwei Häuer find's — Vor weitem
Sieht man der Lämpchen Schein!
Was fahret denn ihr beiden
Am Feiertage ein?

Was treibt Euch heut' zur Arbeit?
Lockt Euch das schöne Geld?
Wollt höhnen Ihr, was heilig
Ein frommer Glaube hält? —

Doch weiter fahren beide
Die öden Gänge fort,
Bis daß sie angelanget
Vor ihrem stillen Ort.

Bald höret man erdröhnen
Die starre Kohlenwand.
Es führt gar gut das Eisen
Die arbeitsharte Hand!

Hell klingend da im Schrone
Die Keilhau' niederfällt,
Daß aufgeschreckt das Echo
Weit durch die Hallen gellt.

O haltet ein, Verwegne!
Hört Ihr den leisen Ton?
Es knistert! — Masch enteilet!
— Da bricht die Firste schon!

Und krachend stürzt die Masse,
Die tückische, hinab —
Sie wurde ihnen beiden
Ein graufes, jähes Grab! —

Und wieder ist es stille,
Und wieder herrscht im Schacht
Der Teufe ernster Frieden
Und tiefe, tiefe Nacht.





Alfred Tschörner.

Knappen - Lieder.

I.

Glück auf, ihr Knappen, Glück auf zur Schicht,
Nehmt Abschied vom häuslichen Herde;
Es harret des schweren Berufes Pflicht
Tief unten im Schooße der Erde.
Dem Weibe — dem Kinde zum Scheidegruß
Noch einen heißen, herzinnigen Kuß,
Dann vorwärts mit Gott, des Hand euch bewahr'
Da drunten gnädig vor Noth und Gefahr.

Glück auf, ihr Knappen, Glück auf zur Schicht,
Nehmt Abschied vom Tage, vom hellen;
Wer weiß ob noch einmal sein goldenes Licht
Das Antlitz euch wird umquellen.
Bald fällt nur auf totes Erz und Gestein
Der Grubenlampe dämmernder Schein,
Und Gottes herrliche freie Natur,
Ihr schaut sie im Geist, in Gedanken nur.

Glück auf, ihr Knappen, Glück auf zur Schicht,
Nehmt Abschied von Liebe und Leben;
Ihr fahrt in die Tiefe, doch wißt ihr nicht
Ob sie euch wieder wird geben. —
Das Zeichen ertönt — die Schale sinkt —
Gott schük' euch, die zur Tiefe sie bringt,
Und glücklich führ' er euch wieder herauf,
Mit einem lebensfrischen „Glück auf!“



II.

Im Stollen drunten eng und feucht,
Tief zwischen Erz und Stein,
Nur matt erhellt vom Grubenlicht,
Da bleicht des Knappen Angesicht
Bei harter Arbeit Pein.

Drum grüßt er stets voll Dankbarkeit
Das goldne Sonnenlicht;
O Sonne, wenn nach langer Nacht
Des Tages sonnenhelle Pracht
Ihm strahlt in's Angesicht!

Da hebt, da weitet sich die Brust,
Die Wange färbt sich roth;
„Glück auf“ — so pocht mit lautem Schlag
Sein Herz entgegen froh dem Tag
Nach dumpfer Nacht und Noth.

„Glück auf“ — so grüßt er neu belebt
Der Freiheit kurze Frist,
Die oberhalb der Arbeitsgruft
In Sonnenglanz und freier Luft
Ihm zugemessen ist.

Ach, nur zu schnell ist sie dahin
Und wieder ruft die Pflicht;
Ade, du goldner Sonnenschein,
In Tiefe geht's und Nacht hinein —
Vielleicht zur letzten Schicht. —



III.

Ob auch Mühsal und Gefahren
Drunten sind sein hartes Loos,
Steigt der Bergmann muthig nieder
In der Erde finst'ren Schooß.
Ihre tiefgeborgnen Schätze
Sucht er mit erfahrem Sinn,
Fördert sie der Welt zu dienen
An das Licht des Tages hin.
Drunten aber tief im Schachte,
Abgeschieden von der Welt,
Hat sein Glück er und sein Leben
In des Höchsten Hand gestellt.
Nur auf ihn allein vertrauend
Dringt er tief und tiefer vor,
Denn er weiß, nur er führt wieder
Ihn an's Tageslicht empor.
Und in Gottes Schutz bezieht er
Seine Lieben auch; sein Glück,
Das am häuslich stillen Herde
Blieb im trauten Heim zurück.
Wohl manch' Stoßgebet, manch' stilles
Dringt aus tiefer Erdennacht
Auf zu dem, der über Allen
— Wo's auch sei — in Liebe wacht.



Im Hüttenwerk.

Hritt ein mit mir, o Fremder, in die Hütte
An mühsalreicher, harter Arbeit Heerd;
O glaub', es ist die schweißgedüngte Stelle
Wohl einmal deines offenen Auges werth.
Schau an den Ort, wo mächt'ge Eisenkloben
Zu weißem Gluthstrom löst des Feuer Kraft,
Und wie dann Menschenhand nutzbringend wieder
Ihn mit Geschick schlägt in der Formen Faßt.
Die Männer, die mit staubgeschwärmtem Antlitz
Und schweißbedeckt am heißen Formheerd stehn —
Es lohnt der Mühe sich beim schweren Werke
Das alle Muskeln anspannt, sie zu sehn.
So manch' Bedarfsstück, das dir täglich dienet,
Das hier als sauren Fleisches Frucht gereift,
Vielleicht an sich nur von geringem Werthe,
Daß deine Hand nur achtlos darnach greift —
Wieviele Mühe, wieviel harte Arbeit
Es einst gebraucht — du siehst es ihm nicht an;
Und doch — und doch hängt mancher stille Seufzer
Und mancher Tropfen sauren Schweißes dran. —
Doch tritt hinein mit eignem Aug' zu schauen
Wie man das Werk, das schwierige, vollbringt;
Wie Feuerogluth und Menschenhand das Eisen
Geschmeidig hier in hundert Formen zwingt.

Hoch strebt er auf der düstre Bau der Hütte,
Durch blinde Scheiben fällt das Sonnenlicht;
Nur hier und da an ruhgeschwärzten Wänden
Und Formgeräth fein matter Strahl sich bricht.
Weit hin im heißen, staubersfüllten Raume
Reiht Heerd an Heerd sich, lehnt sich Stand an Stand,
Behende waltet hier und emsig schaffend
Die Schaar der Former mit geschickter Hand.
Sorgfältig führen Stampfer sie und Spatel,
Denn sauber muß die Form geschaffen sein,
Soll drinnen sich der Strom geschmolzen Eisens
Zum Gußstück bilden fehlerfrei und rein.
Bald wird die heiße Arbeit vor sich gehen,
Schon rüstet man sich überall zum Guß.
Auf drum zum Kupolofen; laß uns sehen
Wenn seinen Gluthstrom er entsenden muß. —

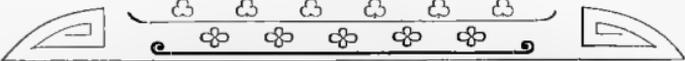
Mächtig erhebt er sich, eisengepanzert,
Drohend wie eine Gigantengestalt;
Hörst du es wüthen und hörst du es tosen
Drinn' wie entfesselte Hüllengewalt?
Feuer und Luft, vom Gebläse getrieben,
Toben im eisengesättigten Schacht,
Haben die Kloben, die drinnen geschichtet,
Bald zu gluthflüßigem Strome gemacht. —
Ruhige Männer mit nervigen Armen
Stehen mit Kellen und Kübeln bereit,
Eilends die flüßige Gluth zu empfangen
Wenn sie der Stahlspieß des Schmelzers befreit. —
Setzt aus dem Stichoß, kräftig durchstoßen
Dringt es hervor weißglühend und schnell,

Und von der Rinne, in leuchtendem Bogen
Strömend, ergießt sich der feurige Quell.
Schwer sinkt er nieder in Kübel und Pfanne,
Füllt bis zum Rand sie mit flüssiger Gluth;
Reuchend eilen die Männer von dannen
Nun mit der Last der metallenen Fluth.

Bald steht am Herd der Former wieder,
Die Kelle vor sich hingelehnt,
Den Blick auf sein Metall gerichtet,
Bis er zum Guß es brauchbar wähnt.
Aufmerksam schaut er auf die Fläche
Die sich im Spiele der Gluth bewegt;
Mit sichrer Hand streift er herunter
Was trübend sie nach oben schlägt.
Ihr weißer Schein beginnt zu schwinden,
Schon färbt sich röthlich jetzt die Gluth;
Wohlan, nun muß der Guß geschehen
Soll er gelingen fest und gut.
Mit kräft'gem Arm hebt er die Kelle
Voll des Metalles klar und rein,
Und leuchtend strömt die Fluth, die helle,
Zum Einguß in die Form hinein.
Die Gluth erstarrt, das Gußstück ist entstanden,
Es dampft die Form und Flammen brechen aus.
Doch bald entschwinden sie; aus Sand und Banden
Hebt froh der Hüttenmann sein Werk heraus.
Die Hülle fällt — Gottlob, es ist gelungen,
Befriedigt schaut er's vor sich frei und bloß;
Kein hat der Schlag des Hammers drauf geklungen,
Kein Miß, kein Fehl — der Guß ist tadellos. —

Und also ist des Formers Werk vollendet,
Zufriedenheit lohnt Mühe ihm und Fleiß;
Doch noch durch viele Hände muß es gehen,
Noch manche Arbeit braucht es schwer und heiß,
Bis es verliert die rauhe Außenseite,
Sich blank und schön dem Auge präsentiert,
Und bis hinaus in's Weltgewühl, in's Weite,
Zu Nutz der Menschheit es das Dampfroß führt.





K. R. W. Uschner (Chrusen).



Oberschlesische Typen.

(Aus „Eine Pfingstfahrt“.)

I.

Pech.

Es zog ihn noch um Mitternacht
Zu Wollka's Haus,
Wo sie noch grad' am Gitter wacht
Und guckt heraus.

Er klettert das Stacketendach
Hinan, hinein;
Auf einmal ein Racketentrach,
Fällt Alles ein.

Kaum hat er sich zurecht gerückt,
Kommt Water, au!
Da hat er's gar nicht schlecht gekriegt
Ist braun und blau.



II.

Sonntagmorgen.

Der Frühthau glitzert auf den Hügeln,
Rings um ein Lindenblüthenduft
Das Taubenpaar spielt in der Luft,
Es streift sich zärtlich mit den Flügeln.

Sadwiga setzt nur noch die Schwelle,
Die Hütte steht schon blank und rein,
Seht plätschert sie am Brünnelein
Und pußt sich, spiegelt sich im Quelle.

Die Flechten unterm Lilatuche
Versteckt sie, zupft die Kanten breit,
Der Niedergurt war noch zu weit,
So! Endlich langt sie nach dem Buche.

Die Glocke ruft zur ersten Messe,
Der Schatz vom Nachbardorf ist da,
Er winkt; daß sie nur nicht etwa
Dabei der Vitanei vergesse!



III.

Vor Gericht.

Ich schiebe dir den Eid noch zu
Darüber, daß du abgefunden
Für deine Gunst; laß mich in Ruh,
Bezahlt sind unsre Schäferstunden.

So spricht der Städter vor Gericht
Höchst schamlos, doch nicht ohne Mühen,
Er wendet sich von dem Gesicht,
Auf dem verschämte Rosen blühen.

Das Mädchen mit dem Wochenkind,
Da steht es wie verstört vorm Richter;
Die Advokaten wortreich sind,
Das Bauernmädchen saßt sich schlichter:

Hat Goldring und das Purpurtuch
Die Liebe uns so arg vergiftet,
So spreche Gott der Herr den Fluch
Auf sie, die solches Leid gestiftet!

Sie sagts und reißt vom weißen Hals
Das Purpurtuch, vom Ohr die Spange,
Tritt beides in den Staub, und als
Der Zorn verraucht, steht sie nicht lange.

Zum Kinde sagt sie: „gehen wir,
Da deinem Vater vor dir grauet,
Mein einziger Graus ist, daß er Dir
So lieblich aus den Augen schauet“.

Des Städters Blick ist thränenvoll
Geworden, und er trägt geduldig,
Was sie ihm vorwirft, — ohne Groll
Sagt er, „Ludwika, ich bin schuldig!“



Max Waldau.

Spiller von Hauenschild.

Die Gypsgruben bei Dirschel.

(Kreis Leobschütz).

KrySTALLENE Säulen, die den Eingang tragen,
Im Sonnenglanze riesenhafte Flammen,
Und innen Nacht und irrgewundene Pfade,
Die Wände voller Splitter, voller Schrammen,
Dann wieder lichtdurchglänzte Pfeiler ragen
Wie Lilienstäbe aus des Dunkels Bade.
Wenn mit dem Farbenrade
Die Iris schillernd das Portal umkreiste,
Stand ich stillfelig oft in einer Ecke,
Und sah aus dem Verstecke,
Wie jeder Knitter, jede Faserleiste
Auflodre, glühe und gemach erbleiche —
Das waren Blicke mir im Feenreiche!

Der Dichter selbst giebt zu dem Gedicht folgende Erklärung in seinen „Canzonen“: Oberschlesiens Reichthum an Mineralien ist bekannt. Eins seiner schönsten Flöze ist das Gypsager bei Ratfcher und Dirschel im Kreise Leobschütz. Das Fossil liegt fast zu Tage. Man baute deshalb auch lange Zeit vom Thale aus horizontal in die Abhänge hinein, sodas herrliche Grotten entstanden. Der Gyps erscheint zumeist in durchsichtig weissen oder dunkelbraunen Krystallen, von denen eins oft mehrere Fuß lang und vollständig ausgebildet ist. Von der Sonne beschienen und vom Hintergrunde der Stollen aus gesehen, konnte man sich kaum magischere Lichteffekte denken. In neuester Zeit hat die Bergpolizei senkrechte Schächte anbefohlen und der Feerret ein Ende gemacht.

Schachtmärchen.

In die graumstarrten Gründe
Dröhnt und hallt die Mitternacht,
Um die Facken, um die Schlünde
Zündet sich die wilde Pracht.
Gnommen, Zwerge, mißgestaltet,
Klettern rings aus jedem Ritze,
Und der Fürst, die Stirn gefaltet,
Thront auf seinem Feuerstiz.

„Auf Vasallen, auf zur Weihe,
„Schwefel in die Pfannen streut.
„Bringt der Erze lange Reihe,
„Und der Zauber sei erneut!“
Stufen, Blöcke und Krystalle
Schleppt herbei der Geister Hand,
Gold und Silber in der Halle
Schimmert, funkelt von der Wand.

„Gold und Silber diene wieder
„Zu verführen alle Welt,
„Ziehe in die Fesseln nieder
„Manchen Mann und manchen Held!
„Kupfer morde, donnre, brülle,
„Fürchtbar als Kanonenschlund,
„Wüster Pulverdampf verhülle
„Schlechter Zwingherrn letzten Grund!“

„Eisen klirre fort als Kette,
„Scheuche Freiheitsträumerei,
„Miete an das Folterbette
„Jeden, der gedacht zu frei.
„Diamantne Thränen wallen
„Auf der Völker Leichentuch; —
„Also will es uns gefallen,
„Also lautet unser Fluch!“ —

Geisterstunde hat geschlagen,
Geisterpuf versinkt in Schlaf,
Nur die Erze leise klagen,
Daß der Bann sie wieder traf.
Niemand hört ihr banges Ringen,
Niemand ihre Thränen stillt,
Ihre Klage muß verflingen,
Und der finstre Zauber gilt!

Still, der Morgensonne Strahlen
Blicken rings von Stein zu Stein,
Um der Berge Stirnen malen
Sie den weiten Heil'genschein.
Geist der Freiheit sinket nieder,
Freiheit fürchtet nicht das Licht,
Geist der Freiheit, Geist der Lieder
Tief im Schacht die Weihe spricht:

„Gold und Silber sollen schmiegen
„An der Säng'rer Harfen sich,
„Stolze Lieder drauf zu wiegen,
„Rühn und prächtig, trügiglich.

„Kupfer soll als Glocke hallen,
„Donnernd fordern Kampf und Krieg,
„Und als letzter Klang verhallen
„Soll der Freudenjubel — Sieg!“

„Eisen werde allervogen
„Schneidig spiz zu gutem Stahl,
„Denn wir brauchen Spieß und Degen,
„Brauchen Schwerter allzumal.
„Diamantne Thränen wallen
„Auf der Freiheit goldnes Buch,
„Also will es uns gefallen,
„Also heißt der Weisheitspruch!“



Lerche und Bergmann.

In die Luft die Lerche klettert,
Und der Knappe in den Schacht,
Lerche hoch ihr Tagwerk schmettert,
Bergmann in der Tiefe Nacht.

Lerche in die Sonnenstrahlen
Tausend Liederkränze slicht,
Knappe singt bei seiner fahlen
Düstren Grubenampel Licht.

Beide singen eine Weise,
Beider Lied hat hellen Schall: —
Hoch im Blau, im Felseneise,
Liede jubelt überall! —



Die Magd.

Die Magd, die Magd an der Thüre steht,
Ihr Halstuch ist roth,
Die Sonne scheint, der Klee gedeiht —
„Sonst hat mein Liebster für mich gemäht,
Wer mäht mir jetzt, da mein Liebster soweit?“
Ihr Halstuch ist roth,
Die Wang' ist roth,
Der Klee blüht roth.

Die Magd, die Magd an der Thüre lehnt,
Sie lehnt und weint,
„Faules Ding, der Klee soll gehauen sein,
Auf's Feld! Du hast dich genug gedehnt,
Hol Klee und leg den Kühen ein!“
Der Klee blüht roth,
Ihr Halstuch ist roth —
Sie mäht und weint.





Hugo Weber-Rumpe.

Aus dem Hüttenrevier.

(Zur Zeit des Nothstandes).

1874.

Hast du die Hütten gesehen
Auf deiner Fahrt bei der Nacht?
Purpurne Gluthen stehen
Darüber in flammender Pracht.

Der Gichten strahlende Lohe
Leuchtet in's Land hinein,
Rings ragen himmelhohe
Schlote in feurigen Schein.

Wohl sah ich die Hütten alle,
Doch nicht im Feuermeer;
Lichtlos lag Halde und Halle
Und dunkel war's rings umher.

Hörtest du nicht das Sausen,
Der Riesenmaschinen Gang?
Der Grubengewässer Brausen,
Dröhnender Hammer Klang?

Still standen die Förderwagen,
Es ruhte Hebel und Rad;
Ein Seufzer nur und ein Klagen
Mein Ohr vernommen hat.

Sahst du nicht die Schaaren
Singend zur Arbeit ziehn,
Lachend der Berggefahren,
Froh bei des Lebens Müh'n?

Stolz auf die rauhe Scholle,
Die ihnen Heimath heißt
Und eine Lohnende, volle
Ernte der Arbeit weist?

Wohl sah ich die Hände falten
Verzweifelnden Angesichts
Hohlwangige, bleiche Gestalten, —
Von Segen sah ich nichts.



Karl Wilhelm.

Soldaten - Lieder.

I.

Soldatenliebe.

Woas Puffack woas kimmt heite heem,
U trät woas underm Rucke;
Se ies'm siehre unbequem
Do hing'n die große Gucke.

„Halt!“ soah ich, „Freind, woas hufte do?
Du woarst uf der Puffade!“
„Kumrad, warum giehst du nich o?
Hier hot is stromme Wade.“

Gob ich schund vierte Röchchen jekt
Zur Liebsten und muß sagen,
Was die bis jekt mir vurgejekt,
War woas furr meine Magen!

Kann kochen, Kumrad, wirklich fein,
Woas ies jekt meine Sette;
Wu möchten meine Backen sein,
Wenn Kust nich sulche hätte!“

Nu soah ich: „Freind, woas brengste heit
Denn oangebrucht do mitte?
Pack aus, is ies de hichste Zeit;
Der Sost leest aus der Titte“.

A kroomt nu aus: A Gänsebeen,
A gruþes Schinkenstücke.
„Ich hoa fu woas nich bald gesähn!
Nee, Freind, hufst du a Glücke!“

Doas Bullack soat: „Muß ma verstiehn!
Greift a de ander Tosche
Und thutt vul Freedden daraus ziehn
'ne holbe Biterlosche.“

Mit Kurfch mit Rum bis uben hien
Gefüllt und mit Feinbitter
Gemischt. — A kufst'n! — „Wunderschien
Der schmeckt wie a Gewitter.“

Proost, Rumrad, kufst'n ooch amol!“
„Zu, prächtig ies der Truppen!
Wer fu an Schnops nich trinken sol,
Der koan ihn trieste suppen“.

Zih packt a goar noa aus Cigarren:
A Luzend Kubasurte.
De Jette sponnt se aus am Garrn,
Der Frau doas Stückel Turte.

„Du hufst wull goar Geburtstig heit?
Do thu ich grattelieren!“
„Rumrad, bist du nich recht gescheit!
Thu ich blus spekulieren.“

Hob ich der Sette gestern soagt:
Wenn nich de Kustl wird besser,
Hob ich mich mit dir ausgeploagt,
Such Dir ein ander Effer!

Und hat genuzt! Nu hat se mir
Doas heite mitgegäben“,
— A fluschte, — „nu hob ich hier
Uf ein poar Tag zu läben!“

„Woas soat denn aber do dei Gärze?
Gust du denn blus an Magen?
Got's Gärze denn beim Liebeschmärz-
Ree Wörtel mitzusagen?“

Su frug ich Pullack, doch der lacht:
„A Gärze hob ich schunde,
Doch Gärze mir nich Schmerzen macht;
Mei Magen ies gesunde!“

Der stieht nicht gärne Hunger aus,
Und Hunger der thut wiehe;
Ich kriege nich viel vun zu Haus,
Hat Woater blus zmeo Kühle.

Und woas gieht doas is Gärze oan,
Wär ich hier keene heiern;
Ree, wär ich als Resärvemoan
Mit Hanne Suchzig feiern.

De Hanne mir ferr gut gefällt,
Hob ich ferr großes Glücke;
Dann hat se och paar Hundert Geld,
Gelegt sich sacht zurücker.

Suldoatenliebe ies ferr gruß,
Sulang se kriegt zu äffen,
Und ies da blooe Kooß ma lus,
Do is sie ooch vergäffen!

Suldoatenliebe ies ferr schien
Voa heite bis zu murgen!
Kumroad, mußt ooch puffieren giehn,
Wär eene dir besurgen“.

„Nee“, soa ich, „Du, doas koan ich nich,
Doas thoar ich nich restieren:
Mei Schäzel thäte sicherlich
Mich bale expedieren.

Sie bitt a jedem Briefe vur,
Ich sol ihr ifter schreiben.
Ich sol a'r blooen Jacke nur
Ihr ja recht trei verbleiben.



II.

Landwehr.

Nu is de Schinderei vurrbei,
's hoot monchmol woas gegäben,
Und doch aus vulem Gols' ich schrei:
Des Kaisers Noof sol läben!

Nu red' ich stets a Wörtel mit
Bum Felddienst, Gyzieren,
Bum Lauffschritt und bum Langsommnschritt,
Bum Turnen, Liräjieren.

Bum Flicken, Scheiern, Stillestiehn,
Bum Zielen und vom Schiffen,
Bum Pustenstiehn, uf Wacheziehn
Thu ich Bescheed jiz wissen.

Ziz koan de Löffelgarde kummen',
Die thät ich gutt verknacken,
Ich renn se ganz alleene um,
A su wie se gebacken.

Nee wirklich, 's ies a hübsch Gefühl,
Jhs ma Suldoat geworden
Woarsch's Ueben ooch tee Kinderpiel,
Und kriegt ma ooch keen'n Urden.

Wenn mich amoal der Kaiser rufft,
— Doas wird doa sicher kummen
Und zwoar amol ganz unverhufft —
Do wer ich ernt nich brummen.

Ich zieh de blooe Jacke oan,
Und melde mich zur Stelle
Und rüch' als strommer Landverschmoan
Am Feinde uf de Belle.

Ich weiche keener Kugel aus,
Thu' topfer attacieren,
Hoo ich ooch Weib und Kind zu Haus,
Nie thu ich ritterieren.

Ein feige Schust, ich stieh davur,
Thutt's a der Landwehr gäben:
De Landwehr ies a braves Thur,
De Landwehr die sol läben!





Carl Biberfeld.

Emin Pascha.*)

Güster'n Auges blickt der Pascha auf den Pfad,
den rothbestäubten,
Der Bananen Kronen rauschen leis erschauernd ihm
zu Häupten; —
Bläulich fließt des Mondes Schimmer aus dem
schwanken Blattgewirre,
Große Fledermäuse huschen — Nachtgespenster — in
der Irre.

Dunkle Falter gaukeln ängstlich; und mit leuchtendem
Gefieder
Flattern freischend, flügelschlagend bunte Vögel auf
und nieder —
Fernher, von des See's Gestade plätschern wind=
bewegt die Wellen,
Und den Schrei des Adlers hört er weithin über's
Wasser gellen.

*) Geb. den 28. März 1840 in Oppeln D.=S.

Horch! da tönt durch's stille Lager hangen Klanges
die Trompete,
Und es sammeln sich die Reher, die Gefährten zum
Gebete —
Nur ein kurzes, dumpfes Murmeln! — wieder dann
das alte Schweigen; —
Doch die hellen Flammen züngeln rings jetzt aus
den dürren Zweigen.

Wie allnächtlich glüh'n auch heute schützend sie; und
müde strecken,
Schlummerfroh sich die Begleiter auf die Matten, auf
die Decken.
Nur der Pascha starrt noch sinnend in den rothen
Flammenreigen:
Alte, längstverfun'ne Bilder sieht er wieder daraus
steigen.

Nach des Oberstroms Gebieten sieht er wieder sich
getragen,
Sieht die weißen, kalbesprigten Niesenofen wieder
ragen,
Sieht auch dort zum näch'tgen Himmel hoch empor
die Flammen streben; —
Ach! die Heimat grüßt ihn wieder, drängt sich wieder
in sein Leben.

Sie, der er so fern sich wähnte, — eingeteilt vom
Feindeschwarme —
Einer Mutter gleich umfängt sie ihn mit liebe-
weichem Arme,

Streift vom Haupte ihm den Turban und entringt
ihm sanft den Degen —
Und des Hauses stillem Frieden führt sie wieder ihn
entgegen.

Was auf nie beschritt'nen Pfaden, was er in des
Urwalds Gründen
Einst erforscht — jetzt darf er endlich deutschen
Männern es verkünden.
Deutsche Lust und deutsche Liebe darf noch einmal
froh er trinken,
Oh' des Nillands Palmenhaine ihm auf's Neue
lockend winken.

Welch ein Bild! es drängt sich leuchtend vor des
Mahdi blutige Schaaren,
Ueberbrückt der Ströme Schnellen — scheucht des
Wüstenzugs Gefahren!
— Daß kein Helfer je wohl wagte all die Schrecken
zu durchmessen —
Ach! beim Schein der Lagerfeuer hat der Träumer
es vergessen!

Doch da ruft vom Zelte drüben seines braunen
Kindes Stimme,
Und ihm ist's, als ob das Trugbild bei dem Klang
in Nichts verschwimme.
Nein, dies Land hält ihn gefesselt mit des Blutes
starker Kette —
Allah will's, daß keines Christen Fuß je dringt
an diese Stätte! —

— Sieh', da blitzt es durch's Gezweige! Tritte, —
Stimmen, — Fackelleuchten —
Träumt er?! sind das nicht die Männer, die so fern
ihm eben deuchten?!
Sind das nicht Europen's Söhne? ruft die Heimat
ihren Toten?
— — Und mit frohem Händeschütteln grüßt der Pascha
— Stanley's Boten!

Lange noch um's Lagerfeuer sitzen sie mit hellen
Blicken,
Neden von des Urwalds Schrecken, von des Abend=
lands Geschichten.
Fern mit dumpfem Schnauben trittet eine Elephanten=
herde —
Doben funkeln groß die Sterne — wie ein Gruß
der Heimatherde.





Anhang.



Dank- und Guldigungs-Adresse der Frau Oppolia

gewidmet ihrem herzlichsten Ehegemahl dem

Preussischen Staate

repräsentirt durch die dassige Kgl. Regierung am 7. Mai 1866
als dem Tage ihrer Goldenen Hochzeit*).

Schon sah ich schwinden 76 Lenze,
Seit ich geboren auf Borussia's Flur
Fremd waren mir der Jugend frohe Tänze
Als alte Jungfrau vegetirt ich nur.
„Ach,“ seufzt' ich oft bei meinen Schweineheerden,
„Aus mir kann ja im Leben nichts mehr werden!“

Da glänzte plötzlich mir verlassnem Mäd'el
Ein heller Stern ob dem ergrauten Haar:
Enthoben ward ich wie ein Aischenbrödel
Dem Staub, der meine Atmosphäre war.
Was ich geahnt von höherem Gestirne,
Mehr war's als Traum im alternden Gehirne.

Denn ein Edict ging aus von Preußens Throne,
Das laut verkündete! auch ich sei werth,
Geschmückt zu sein mit bräutlich hoher Krone,
Zu steigen von dem Esel auf das Pferd.
Und sei erwählt, ob ich nur Oppeln heiße
Vor meinen Schwestern Ratibor und Reibe.

Es war am siebenten des Monats der Wonne
Im achtzehnhundert zehni' und sechsten Jahr,
Als mich beschien der Flitterwochen Sonne;
Da ward ich hingeführt zum Staatsaltar,

*) Nach dem dritten schlesischen Kriege wurde Oberschlesien preussisch, aber erst am 7. Mai 1816 selbständiger Regierungsbezirk.

Und angetraut dem Staat und seiner Führung
Per Profura der löblichen Regierung.

Mit Rührung denk' ich noch der Feierworte
Die milde präsidentlich zu mir sprach,
Mich leitend zu dem ehelichen Orte,
Mein edler Paronymphos Reichenbach; *)
Noch denke ich der hochzeitlichen Menge
Und ihrer lieblichen Lenar gesänge.

Wenn's Landrecht sagt, es sei Hauptzweck der Ehe
Die Zeugung einer großen Kinder-schaar,
Dann war, wie ich es schüchtern dir gestehe
Landrechtlich unser Leben wohl fürwahr,
Viertausend nur bracht' ich einst in die Ehe,
Zehntausend heut ich um mich hüpfen sehe.

Um zu gehobenem Schwung mir zu gewähren
Industriellen Umgang und Verkehr
Mit andern meines Gleichen und zu wehren
Der Ffolierung Uebeln, die so sehr
Gefährlich wirken auf der Menschen Denken
Und höchst kleinstädtisch ihren Geist beschränken,

Verknüpft ward ich kraft Ries- und Eisenbändern
Allüberall hin mit der Außenwelt; —
Wo ist ein Mensch in allen Herren Ländern
Dem jetzt bei mir zu weilen nicht gefällt?
Wer will mich an Kultur noch überrasgen?
Selbst Goethe würd' es heut bei mir behagen.

*) Graf v. Reichenbach war der erste Ehepräsident der
Regierung zu Oppeln. Paronymphos=Trautführer.

Glück auf!

1829.

Glück auf! Glück auf! des Bergmanns freud'ger
Gruß!
Gebührt dem Freudenfest und euch, die es bereiten.
Bergönn' uns, edles Paar, daß widmend wir begleiten
Der Herzen feurigen Erguß.

Was ehrfurchtsvoll dir unsre Knappschaft weiht,
Es gelt' als ein Symbol vom mächtigen Gewinne,
Den Bergbau dir gewährt, und der im besten Sinne
Dir und durch dich so wohl gedeiht.

Dir segne Gott der Schächt' und Stollen Lauf!
Doch werther als der Werth von Erzen und von Steinen
Wird stets die Würdigkeit, die dich beseelt, erscheinen,
Drum tönt von Herzen dir: Glück auf!

Karl Schall.



Sucht mich zu Patschke.

Wie kimmt de Schtoadt derzu? So höre ich
dich froan.

War lät se nich ei Ruh? Druff fullst de
Antwort hoan.

Wo der Reisse gihst noach Woarthe eim Härbst 'ne
Proceffion!

Der Schtoadt gings ufte hoarte, mußt' moanchmoal
Hoate Ioan.

Vor eni'en hundert Joahr do broach de Schterbe aus,
Viel hundert hoans derfoahrn, es schturbte Moan
und Maus.

Ken Mensch wußt' sich zu roathen, s'wird a Gelibd'
gethoan:

Mit Sing'n und mit Wat'n 'ne Wollfoahrt onzufoan.
Aus jed'm Hause Gener, doas soallde heilig sein;
Doch soate merr noch Keener, ob's thoat derbeine blei'n.
Genugg, ma gieht derr jährlich, wie zu je'r Zeit geschahn
Und doas nich' ernte spärlich, schtoark läßt sich's
Häusla oan.

Doch ibermenni'en*) nee doch, tun sich de Sänger nich;
Am Sonntag noch'm achten Sektember rihrn se' sich.
Ei Ottmachau zu Wittich do trifft de Alle oan,
Und's sahlt derrzu dem Patschke des Dabends woll
tee Moan.

*) übermänniger=übermäßig gehen.

Wa ant nich summermüde*), nee wirklich nimme foan,
Weil seine städt'schen Fissel doas Lof'n nich verttoan,
Dan nahm'n Marobewoagn, se klunkern hingerdrein,
Bei seinem Gemdekroagen und Lon'n ärscht nich schrein.
Wenn doasß der ärschte Dabend heroan gekummen is,
Do schtrectt sich jeder lobend in Patschle ganz gewiß.
Und Montich'sch Morgens friehe, wenn ma vom

Loager kricht,

Worn halt noch oalle werklich a Patschkern ein Gesicht.
Se gihn ärscht ei de Kerche und's batte do und soang,
War hülbrich wie 'ne Lorche zum Himmel sich
derschwang.

Bei Zeit sahnse es Schtädtl, ei doas ses zieht mit Macht:
Ke'r nimmt vor's Maul a Blätl, der Einzug bleit
'ne Pracht

On's Ruhe uf weechem Bette, an Puff'n und tumb Ding,
Do denkt wohl Ke'r, ich wette, wär noch der
Boarthe ging.

Se schticht ma Dienstich's zeitig schoa mit'm Hoahn uf;
Der Hoahn dar moahnt zur Busse und moanher
hirt a Ruf.

Doch blei'n? — nee, nee! Doas ginge, do birr hier
fremde sein,

Bei Keenem nich und s' tromt**) sich ei Jedes etwas ei.
A Bild und och a Kringl, a Kreiz, a Rufekranz
Verleichte och a Ringl, wenn och nich Silber ganz.
Doas troan se, wenn se ausziehen, gern mit uf
Patschle zu,

*) faul.

**) kauft ein.

Und wenn se durte nei gieh'n, is dort ei Patschke Ruh.
Su kommt der Mittwoch Morg'n, zu Patschke stihn se uf
Un ohne vieles Sorgen gih't's uf de Reisse druff.
Nochmittags, nich zu späte is Jeder ei s'em Näst,
Und wenn Ge's froan ant thäte: Wo bist du denngewäst?
A mißt', wullt' a nich lig'n — vo da vier Tag'n soan:
Zu Patschke woar ich täglich und Patschke nährt
sen'n Moan,
E'is also nich unsäglich das Sprichwort uffgekomm'n:
Sucht mich zu Patschke täglich! — Ihr satt',
s kimmt vu a Fromm'n.

Jüttner.



24 polnische Sprichwörter der Oberschlesier.

Su spät ist es, im Alter zu wandern.

Der läßt sich nicht die Kermel abreißen.

Nicht die ist die Mutter, die geboren, sondern die
erzogen.

Nicht Zeit ist es zur Buße; wenn der Tod die Gräze
kalt macht.

Der Teufel holt den Bösen nicht, denn er ist seiner
sicher.

Zerkleinere nicht den Mohn, denn er ist ohnedies klein.

Es ist nicht nötig, Dummköpfe zu säen; sie werden
von selbst geboren.

Er hat soviel garasu (eine Speise) angerichtet, daß
er es nicht auszuessen vermag.

Der Teufel ist nicht so häßlich, wie er gemalt wird.

Mecke den Teufel nicht, wenn er schläft.

Reize den Teufel nicht, denn er ist so wie so böse.

Nichts nützt mir die Ehe, wenn in der Kammer die
Leere.

Die Natur zieht den Wolf nach dem Walde.

Es schickt sich dies nicht: das Schwein auf gleicher
Stufe mit dem Hirten.

Mancher stoßert am Fenster Fleisch aus den Zähnen
und hat nicht einmal eine Suppe gesehen.

Nicht dessen ist der Vogel, der ihn weiß, sondern dessen,
der ihn ißt.

Gegen Eigensinn giebt's keine Medizin.

Sprich nicht „hop!“ bis du hinüber gesprungen.

Nicht Jeder schläft, wer schnarcht.

Ziehe den Hund nicht am Schwanz und er wird
dich nicht beißen.

Laß kein Holz auf dir hauen.

Das Hündchen nimmt nichts, ohne zu knurren.

Es ist nicht gut, mit Wölfen pflügen.

Nicht bloß ein Loch zur Höhle hat das Kaninchen.

1858.

Joseph Kompa.



Oberschlesisches Landwehrlied.

1866.

Zwar alte Kerle sind wir schon,
Von Wind und Sonne gedörrt,
Doch da es galt zu schützen den Thron,
Da han wir nicht lange geplärrt.
Wir han genommen den Kuhfuß zur Hand
Mit dem Willen zu schützen das Schlesierland.

Der Vögel giebt es gar mancherlei,
Sie haben verschiedenen Fraß,
Sie haben gar verschieden Geschrei
Und singen Discant oder Bah,
Doch Einer ist ein gar seltenes Thier,
Frißt Gold und Silber und macht Papier.

Der sperrt jekunder die Schnabel auf,
Denn Köpfe hat er zwei.
Und kommt herbei in schnellem Lauf
Und macht ein graulich Geschrei.
Es will verschlingen das Schlesierland,
In Papier es verwandeln wie allbekannt.

Gemach, gemacht, du rarer Patron,
Zum Handeln gehören zwei,
Und willst du uns haben zum Siegeslohn,
So sind wir auch noch dabei.
Verdirb dir ja den Magen nicht
An unfrem Bajonett, es sticht.

So lange noch ein Landwehrmann
Auf Schlesiens Boden steht,
So lange geht es drauf und dran
Mit Kolb und Bajonett.
Bis all' der fremden Vögel Schaar
Geflohen ist vor Preußen Nar.

Und biß auch mancher wohl in's Gras
Von unfreer kleinen Schaar,
Dem Vogel salzten wir den Fraß,
Der unser Erbfeind war
Und an den selgen Kamerad
Da denken früh wir dann und spat.

Gäster v. Gronow.



Die goldene Ente zu Tost.

Im alten Burgverließ zu Tost
Liegt noch ein alter Schatz getrost; —
Wer von der goldnen Ente
Uns doch befreien könnte!

Sie legt sieben goldene Eier,
Die immer holt der Geier,
Und steht doch im Hypothekenbuch
In allen Käufen mit Erbrechtspruch!
Ja, ja, die goldne Ente
Wer die uns erwischen könnte.

En.



Das Wappen der Schaffgotsche.

Als Kaiser Karl vor Erfurt lag,
Das er gewinnen wollte,
Erhob sich eine große Schlacht,
Die nur erst ruhte mit der Nacht,
Weil ihm das Kriegsglück grollte;
Doch steckte er das Schwert nicht ein,
Bis er sich konnt' des Sieges freu'n!

Er sammelte um sich die Schaar,
Die Tapfern zu belohnen,
Und lohnte sie mit Lob und Ehr'
Als die Getreuesten im Heer
Und werth der Siegerkronen.
Sie freu'n sich deß und jauchzen laut,
Und er ernst lächelnd auf sie schaut.

Doch keinem war er wohl so hold,
Als seinem Waffenträger,
Dem Gotsche Schöff, der unverzagt
Für ihn das Leben oft gewagt,
Ein kluger, tücht'ger Schläger,
Der dicht ihm stets zur Seite stand;
Ihm beut er seine Kaiserhand.

Von Gotsche Schöff's Hand troff das Blut
Aus den erhalt'nen Wunden,
Da wischt' er sie am Panzer rein,

Der blank erglänzt im Abendschein
Wie tausend Feuerfunken;
Als mit der Hand er drüber fuhr,
Sah man der blut'gen Finger Spur.

„Dies Blut“, begann der Kaiser drauf,
„Das seh ich für mich träufen;
„Drum füg' ich deinem Wappen heut
„Dem Schaaf, für die Folgezeit
„Noch bei die blut'gen Streifen,
„Die deine Finger jetzt gemacht;
„So sei dir Kaiserdank gebracht!“

Drum führen bis auf diesen Tag
Schaffgotsche noch dies Wappen,
Und Alle führen es mit Recht,
Denn keiner wird von dem Geschlecht
Entehren solch ein Wappen:
Die Sanftmuth gilt dem Volksverein,
Und Blut, dem Vaterland zu weih'n.

(Aus W. Ziemert's Volksagen).





Biographische Notizen.*)

Zusammengestellt von Hugo Kegel.



*) Die mit einem † versehenen Autoren sind oder waren Mitglieder des Vereins „Breslauer Dichterschule“.

† **Paul Ubers** ist geb. am 23. Mai 1852 in Blutow, wo sein Vater gräflich Schaffgotscher Oberförster war. Ubers besuchte die Gymnasien zu Beuthen und Gleiwitz, machte auf letzterem sein Abiturientenexamen, studirte in Breslau Philologie und Jurisprudenz und ist jetzt Rechtsanwalt und Stadtverordneten-Vorsteher in Ratibor. Sein erstes Werk „Klänge und Reime aus unpoetischer Zeit“ erschien 1889 bei Gustav Wolf in Leipzig, II. Aufl., welchem er 1890 „Herr Gervin, ein Minnelied“ folgen ließ. (1896 erschien bei Pierzon eine neue Gedichtsammlung „Singvogel sing“).

Paul Baehr, geb. 26. September 1855 zu Thorn, trat mit 21 Jahren in die Armee ein, wurde 1878 Offizier, mußte aber 1881 infolge Krankheit seinen Abschied nehmen und lebt seitdem im Bade Deynhäusen in Westfalen.

† **Paul Barsch**, geb. am 16. März 1860 zu Nieder-Hermisdorf bei Reisse, erlernte das Tischlerhandwerk, ging, nachdem er vier Jahre in Reisse gelernt, in die Fremde, bereiste Süddeutschland, Luxemburg, Belgien, Lothringen, Elfaß, die Schweiz und Oesterreich und gelangte nach abenteuerlichen Schicksalen im Jahre 1881 auf Veranlassung der „Breslauer Dichterschule“ nach Breslau, wo er drei Jahre lang in einer Werkzeugsabrik thätig war. Bei der Fraisebank verletzete er sich schwer an der linken

Hand und mußte infolgedessen die Tischlerei aufgeben. Dem Zureden des bekannten Schriftstellers Oskar Justinus folgend, entschloß er sich, anstatt des Hobels mit der Feder zu arbeiten. Mit jugendlicher Kühnheit gründete er, ohne einen Pfennig Betriebskapital zu besitzen, eine Wochenschrift „Der schlesische Familienfreund“, die im Verlage von M. Jakob in Wüstegiersdorf erschien. Obgleich sich einflußreiche Personen lebhaft für das Unternehmen interessirten und es kräftig förderten, ging es dennoch nach zehnwöchentlicher Lebensdauer aus Mangel an Abonnenten ein. Barßch, dessen Hand inzwischen geheilt war, schnürte sein Kängel und begab sich wieder auf die Wanderschaft. In Hirschberg arbeitete er ein halbes Jahr lang als Tischler, und da er inzwischen durch Gedichte und Prosaarbeiten in den litterarischen Kreisen Schlesiens bekannt geworden war, erhielt er einen Ruf als Redakteur an die „Breslauer Gerichtszeitung“. An dieser Zeitung ist er nun seit dem Jahre 1884, jetzt als Chefredacteur thätig. Herausgegeben hat er zwei Bände Gedichte: „Auf Straßen und Wegen“ und „Fliegende Blätter“ (2. Auflage 1886). Gegenwärtig arbeitet er an einem umfangreichen Lebensromane, der in der „Neuen Welt“ in Hamburg zum Abdruck gelangt.

G. Emil Barthel wurde am 21. Juli 1835 zu Braunschweig geboren, widmete sich nach dem Besuch des dortigen Gymnasiums dem Buchhandel und war in Halle, Braunschweig, Hannover und Breslau als Buchhändler thätig. In Halle gründete er am 17. Juli 1865 ein eigenes Verlagsgeschäft, das er aber nach etwa 10 jähriger Thätigkeit aufgab, um

sich ganz dem schriftstellerischen Beruf zu widmen. Barthel gab u. A. mehrere Gedichtsammlungen, ernstern und humoristischen Inhalts heraus. Das hier mitgetheilte Gedicht „Oderfahrt“ ist im Jahre 1859 entstanden und wiederholt in Musik gesetzt worden.

† **R. Bartholomäus** ist am 24. Juli 1856 zu Jakobsfagen, Kreis Saazig (Pommern) geboren und gegenwärtig Amtsrichter in Schmiegel, Prov. Posen.

† **Carl Biberfeld** wurde am 5. Februar 1854 als Sohn eines Kaufmanns zu Breslau geboren. Auch er wurde Kaufmann und lebte als solcher außer in seiner Heimathstadt auch einige Zeit in Wien. Jetzt ist er schon eine Reihe von Jahren Beamter in der Breslauer Diskontobank. — Biberfeld ist ein in Schlessien sehr bekannter Poet, obwohl er erst einen Band „Gedichte“ (Breslau, 1882, Trewendt & Granier) der indessen längst vergriffen ist, herausgegeben hat. Er stellt seine Muse bereitwilligst in den Dienst der Oeffentlichkeit, hat für die Bühnen seiner Heimathstadt zahlreiche mit lebhaftem Beifall aufgenommene Festspiele und Prologe verfaßt und wird gern aufgesucht, wenn es gilt fröhliche Feste im Familienkreise durch den Zauber seiner Poesie zu verschönen. Biberfeld leitet seit einigen Jahren den Verein „Breslauer Dichterschule“.

Dr. Gottfried Doehler, geb. 25. Mai 1863 zu Kleingera, war als Redakteur in Ologau thätig und lebt gegenwärtig als Schriftsteller und Redakteur in Berlin. Schriften: Heidelberges Tagebuch, Gedichte, Eine Pflicht, Schauspiel, Im Zukunftsstaat, Lustspiel u. A.

Joseph Freiherr von Eichendorff gehört zu den gefeiertsten, zu den unsterblichen Sängern Deutschlands. Er ist ein echter Sohn Oberschlesiens, denn er ist auf Schloß Lubowitz bei Ratibor am 10. März 1788 geboren. Eichendorff besuchte das katholische Gymnasium in Breslau und bezog dann als Student der Rechte die Universitäten zu Halle und Heidelberg. In den Jahren 1813/15 nahm er thätigen Antheil an dem Freiheitskriege als Freiwilliger. Nach Beendigung des Krieges trat Eichendorff wieder in den Staatsdienst ein, durch den sich ihm eine glänzende Laufbahn eröffnete, bis er 1831 vortragender Rath im Kultusministerium in Berlin wurde, welche Stelle er bis 1844 bekleidete. Nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst lebte der Dichter abwechselnd in Wien, Dresden, Berlin, Danzig und Rößhen und bezog schließlich sein Landhaus St. Rochus bei Meisse, wo er am 26. November 1857 starb. Hier ruht nun der Sänger so vieler gefühlsvoller Lieder, den die Litteraturgeschichte als Lyriker neben Goethe stellt.

Emil Erbrich, Direktor der Kaiserl. Taubstummen-Anstalt zu Mek hat sich durch die Uebersetzung einer großen Anzahl ober-schlesisch-polnischer Volkslieder aus der Roger'schen Sammlung ein großes Verdienst erworben. Derselbe ist am 26. November 1846 in Straduna, Kreis Oppeln geboren, wo sein Vater bis 1850 Wirthschafts-Inspektor in Diensten des Grafen v. Haugwitz war. Seine Jugend verlebte E. in Leobschütz, am Annaberge und in Krappitz a. d. Oder. Hier empfing er auch neben der Schule durch Sonderunterricht die ersten Grund-

lagen seiner Bildung. Im Februar 1867 wurde Erbrich Hilfslehrer an der Taubstummen-Anstalt in Ratibor, 1869/70 widmete er sich dem Studium an der Königl. Taubstummen-Anstalt und der Universität in Berlin, machte eine Studienreise durch Nord- und Westdeutschland zur weiteren Ausbildung im Taubstummenlehrfach, war bis 1874 ordentlicher Lehrer in Ratibor und wurde dann nach Mez zur Begründung und Leitung einer neuen staatlichen Taubstummen-Anstalt berufen. Schriften: Album ober-schlesischer Volkslieder 1869, Straduna: Oberschlesische Volkslieder 1891, (Verlag v. May & Comp., Breslau).

Friedrich Feldhuf, geb. zu Hopsten i. Westfalen am 8. September 1867, lebt als Redakteur und Verleger der „Oberschlesischen Volksstimme“ zu Gleiwitz.

† **Alfred Freitag** lebt als Lehrer in Breslau.

Dr. Gustav Freytag, Wirkl. Geh. Rath und Excellenz, gest. am 30. April 1895, war nicht nur der hervorragendste Prosaisker Oberschlesiens, sondern einer der gefeiertsten Dichter Deutschlands. Er ist am 13. Juli 1816 in Kreuzburg O.-S. geboren, wo sein Vater, ein früherer Arzt, längere Zeit als Bürgermeister amtierte. Der Lebensgang Freytag's ist reich an Erfolgen und Ehren. Nachdem F. auf dem Gymnasium zu Dels das Abiturienten-Examen gemacht, besuchte er die Universitäten Breslau und Berlin. An letzterer machte er sein Doktorexamen und ging als Privatdozent nach Breslau zurück, doch entsagte er bald der akademischen Lehrfähigkeit, um sich dem freieren Beruf des Journalisten und Dichters zu widmen. Unvergänglichem Ruhm erwarb er sich

durch seine klassischen Romane „Soll und Haben“, die „Verlorene Handschrift“ und den aus sechs Abtheilungen bestehenden Riesenroman „Die Ahnen“. Auch als Dramatiker hat Gustav Freytag große Erfolge erzielt durch seine Schauspiele „Die Valentine“, „Graf Waldemar“ und das prächtige Lustspiel „Die Journalisten“. Von bleibendem Werth sind ferner seine kulturhistorischen Bilder „Aus der deutschen Vergangenheit“. Gustav Freytag lebte auf seiner Besitzung in Siebleben, am Hofe des Herzogs von Sachsen-Koburg oder in Wiesbaden. Freytags gesammelte Werke sind im Verlage von C. Hirzel, Leipzig, erschienen. Dem ersten Band der Gesamtausgabe ist das Gedicht „Das Schmugglermädchen“ entnommen.

† **Adolf Freyhan** ist am 18. Oktober 1840 als Sohn eines Breslauer Kaufmannes geboren, besuchte das Königl. Friedrich Gymnasium, nach dessen Absolvierung er sich dem Kaufmannsstande widmete. Schon als Knabe trat bei ihm eine lebhaftige Neigung für Poesie und Dichtkunst hervor. Bereits seit dem Jahre 1860 gehört Freyhan dem Verein „Breslauer Dichterschule“ als Mitglied an, den er eine Reihe von Jahren geleitet hat. Ein Augenleiden zwang ihn, dieser Funktion vor drei Jahren zu entsagen, weshalb der Verein ihn zum Ehrenvorsitzenden ernannte. Mit einigen dramatischen Arbeiten hat F. glücklich auf Breslauer Bühnen debütiert, in übrigen widmete er sich mit besonderer Vorliebe der Liederdichtung. F. ist seit 1873 mit der Tochter eines Grubenbesizers aus Larnowitz verheirathet, deren trefflichen häuslichen Eigenschaften das abgedruckte Gedicht gewidmet ist.

† **Gustav Frommelt** war ein sehr begabter Lyriker, der leider viel zu früh, im Alter von 36 Jahren an den Folgen der Strapazen des Feldzuges von 1866 gestorben ist, den er als freiwilliger Görlitzer Jäger mitgemacht hatte. F. ist am 9. November 1842 als der Sohn eines Fleischers in Zauer geboren und trotzdem das Gewerbe seines Vaters keineswegs poetisch anregend war, regte sich doch schon früh in dem intelligenten Knaben ein nicht gewöhnliches poetisches Talent, das durch die kriegerischen Ereignisse vollends wach gerufen wurde. Mit großer Begeisterung und in poetischer Sprache weiß F. die Siegesthaten der preußischen und deutschen Armee zu verherrlichen, aber auch weiche Töne des Herzens weiß er anzuschlagen, wie in den gemüthvollen Gedichten „Nach ihrer Trauung“ und „Werft keinen Stein“. Nach seinem am 22. Oktober 1878 erfolgten Tode wurden seine Gedichte von seinen Freunden gesammelt und im Verlage von Hermann Eihn, Berlin N, Große Frankfurter Straße 72/73, herausgegeben.

† **Julius Fischer-Gesellhofen** wurde am 18. Mai 1852 in Saaramenze, Kreis Neumarkt geboren, wo sein Vater Gutsbesitzer war. Nach Absolvierung des Görlitzer Gymnasiums studierte F. in Heidelberg, Breslau und Berlin Philosophie und Jurisprudenz, amtierte bei den Gerichten in Hirschberg und Breslau, ging aber später aus dem Staatsdienst ab und ist jetzt als Redakteur der „Neuen Breslauer Gerichts-Zeitung“ thätig. Seine epische Dichtung „Die Jungfrau vom Synast“ hat bereits vier Auflagen erlebt. Ein starkes Talent spricht sich auch in seiner bei

Baumert & Ronge, Großenhain erschienenen Gedichtsammlung „Am Webstuhl der Zeit“ aus, welcher das vorstehende Gedicht entnommen ist.

† **Frau Abelaide von Gottberg** (verm. Herzog) welche unter diesem ihrem Mädchennamen schreibt, wurde am 9. Dezember 1850 auf dem Rittergute Starnitz bei Stolp in Pommern geboren. Sie lebt gegenwärtig als Miteigenthümerin und Schriftleiterin der „Dresdener Frauenzeitung“ in Dresden, ist seit 20 Jahren beliebte Mitarbeiterin (Lyrik und kleinere Prosaarbeiten) zahlreicher Zeitschriften und Anthologien. Im Jahre 1891 erschien in Leipzig eine von ihr herausgegebene Anthologie „Almenrausch und Edelweiß“ in prächtiger Ausstattung, die bei Kritik und Publikum die günstigste Ausnahme fand.

Glücker von Gronow, Verfasser der ober-schlesischen Landwehrlieder von 1866 war Hauptmann der Landesvertheidigungs-Kompagnie. Das Lied erschien zuerst als Flugblatt.

Paul Grotowski lebt als Bankassistent in Leipzig und ist bekannt sowohl durch mehrere Bände eigener Dichtungen als auch durch die beiden Anthologien: „Der deutsche Kaiser im deutschen Lied und der Eiserne Kanzler im deutschen Lied.“ Mit dem verstorbenen Dichter Richard Frank, der viele Jahre in Halle als Redakteur thätig war und nun in Oberschlesien sein Grab gefunden hat, verband ihn jahrelange, treue Freundschaft.

† **Max Seitzel**, ein sehr beliebter schlesischer Dichter, wurde am 28. Oktober 1834 in Ossia in Schlesien geboren. Nachdem er das Matthias-

gymnasium in Breslau besucht, war er zunächst in mehreren gräflichen Familien Schlesiens Hauslehrer, bis er sich ganz der Schriftstellerei widmete, die ihn schließlich 1867 nach Berlin führte, wo Heinkel Mitarbeiter verschiedener Blätter wurde. Aber den Freund der Natur litt es nicht in dem Häusermeer der preussischen Königsstadt, die Sehnsucht trieb ihn hinaus nach den schlesischen Bergen. Nach kurzem Aufenthalt in Kopenhagen, wo Heinkel die dänische Litteratur studierte und zu verschiedenen dänischen Dichtern in Beziehungen trat, sehen wir ihn wieder auf schlesischem Boden, als Redakteur verschiedener Blätter bald in Waldenburg, bald in Ratibor, Neurode, Reichenbach und Schweidnitz thätig. An letzterem Ort lebt Heinkel noch heut. Eine Reihe gemüthvoller Dichtungen, theils hochdeutsche, theils mundartliche, sind seitdem entstanden, und da Heinkel auch ein ausgezeichnetes Vortragstalent besitzt, ist er in der angenehmen Lage, seine Dichtungen selbst vortragen zu können. Dadurch ist der lebenswürdige Dichter in fast allen Städten Schlesiens persönlich bekannt und überall ist er ein gern gesehener willkommener Gast. Als Max Heinkel vor 3 Jahren seinen 60. Geburtstag feierte, war dieser Tag ein Festtag für ganz Schlesien. Ueberall fanden festliche Veranstaltungen statt, auch ein Ehrensold wurde gesammelt, um dem greisen, aber immer noch schaffensfrohen, jugendfrischen Poeten einen möglichst ungetrübten Lebensherbst zu sichern. Selbst der schlesische Provinziallandtag hat dem Dichter eine lebenslängliche Pension bewilligt. Die Produkte der Heinkelschen Muse sind sehr zahlreich. Wir zählen sieben

Bände schlesische Dialekt-Gedichte (Wägerle flieg aus — A schlesisches Pukättel — Od nich trübetimplich — A lustiger Bruder — Mei jüngstes Kindel — Maiglöckel — A frisches Michel); hierzu kommt der alljährlich erscheinende Kalender „Der gemittliche Schlesier“, drei Bände hochdeutsche Dichtungen und ein Band Uebersetzungen aus dem Dänischen.

Heinrich Hoffmann v. Fallerleben, geb. am 2. April 1798 zu Fallerleben, studirte in Göttingen, Breslau und Berlin deutsche Sprache, Litteratur und Kulturgeschichte, wurde 1823 Kustos an der Universitätsbibliothek zu Breslau, 1830 außerordentlicher und 1835 ordentlicher Professor. Infolge seiner „unpolitischen Vieder“ wurde er 1842 von seinem Amt suspendirt und verließ 1843 Breslau, doch erfolgte 1848 seine Rehabilitirung in Preußen und nach vorübergehendem Aufenthalt an verschiedenen Orten sehen wir den Dichter 1860 als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor auf dessen Schlosse zu Corney. Von hier aus kam Hoffmann v. F. wiederholt als Gast des Herzogs nach Rauden und trat hier auch in Freundschafts Beziehungen zu dem Leibarzt des Herzogs Hofrath Dr. Julius Rogge, dem Herausgeber der polnischen Volkslieder der Oberschlesier, von denen er 25 in's Deutsche übersezte und unter dem Titel „Ruda“ bei Freyschmidt in Cassel herausgegeben. Hoffmann v. F. starb am 19. Juni 1874.

† **Eugen Jaffa**, geb. am 9. November 1842 zu Bernstadt i. Schlef., machte sein Abiturientenexamen in Frankfurt a. O. und hörte in Berlin Vorlesungen über Handelswissenschaften um sich dann dem Kaufmannsstande zu widmen. Nach 12jähriger

Thätigkeit in großen Handelshäusern und einem seiner Gesundheit und litterarischen Arbeiten gewidmeten dreijährigen Aufenthalt in Italien übernahm er mit seinem Bruder die väterlichen, gewerblichen Anlagen in seiner Heimathstadt, wo er 20 Jahre in Geschäft und Commune wirkte. Eine 1875 herausgegebene Sammlung von Gedichten „Meraner Alpenblätter“, der Kaiserin von Oesterreich gewidmet, fand bei der hohen Frau huldvollste Aufnahme. Seit 1. Januar 1894 lebt Jassa als Privatier in Breslau.

Heinrich Juratschek ist am 25. Juli 1869 in Breslau geboren und lebt als Revisionsbeamter in Rattowitz D.=S.

† **Oskar Justinus**, Pseudonym für Oscar Justinus Cohn stammt aus einer geachteten Kaufmannsfamilie in Breslau und war daselbst am 11. Februar 1839 geboren. Justinus widmete sich ebenfalls dem Kaufmannsstande, obwohl ihn seine Neigung schon in früher Jugend litterarisch thätig sein ließ. Schon mit 22 Jahren wurde ein Lustspiel von ihm aufgeführt, aber erst nach 16jähriger Pause, zu welcher J. durch geschäftliche Unternehmungen gezwungen war, folgten weitere Versuche, die von Erfolg begleitet waren. J. gab sein Geschäft in Breslau auf, siedelte nach Berlin über und widmete sich nun ganz der Schriftstellerei. Durch eine Reihe wirksamer Bühnenstücke wie „Unser Zigeuner“, „Eine stille Familie“, „Das vierte N.“, „Kyriß=Pyriß“ etc. wurde Justinus bald ein beliebter und bekannter Lustspiel- und Possendichter. Aber auch im Feuilleton und in humorvoller Lyrik hat Justinus Manches Vortreffliche geleistet. Er starb im Jahre 1894 im

besten Mannesalter in seiner Villa in Neu-Babelsberg bei Berlin.

Ueber **Jüttner**, den Verfasser des mundartlichen Gedichtes „Sucht mich zu Patschte“ (Patschkau) ist nichts Näheres bekannt. Der Verfasser schildert in humoristischer Weise, wie die Wallfahrt nach Wartha immer in Patschkau liegen blieb, woraus die obige Redensart entstanden ist.

† **Hugo Regel**, der Herausgeber dieser Anthologie, war am 27. Dezember in Balenze bei Rattowitz geboren, wo sein Vater Wirtschaftsinspektor war, seine Mutter war eine Schwester des bekannten Niederkomponisten Graben-Doffmann. R.'s Eltern zogen später nach Slupna bei Myslowitz an der Dreiskaiser-Ecke. R. besuchte die Gymnasien zu Dels und Beuthen, mußte sich aber nach dem Tode seines Vaters einem praktischen Beruf widmen und entschied sich für das Maschinenbaufach, das er praktisch und theoretisch studierte, doch führte ihn seine früh erwachte und schon auf dem Gymnasium und später auf der Gewerbeschule zu Gleiwitz vielfach bethätigte Neigung für literarische Produktion bald ganz dem schriftstellerischen Berufe zu. R. wurde zunächst Redakteur der „Rattowitzer Zeitung“, ging dann nach Berlin und Leipzig, wo R. theils als Redakteur theils als Mitarbeiter verschiedener Blätter thätig war und dabei seine literarischen Studien fortsetzte. Auch in Greiz war R. ein Jahr als Redakteur thätig. Zuletzt wirkte R. eine Reihe von Jahren in Altenburg als Redakteur und Eigenthümer der dortigen „Altenburger Landes-Zeitung“. (Sein inniger Wunsch, als

freier Schriftsteller in der Hauptstadt zu leben, ging endlich 1893 in Erfüllung. Aber nicht lange war ihm das Glück des ruhigen Genießens an der Seite der geliebten Gattin vergönnt. Ein Herzleiden stellte sich ein, das ihn trotz aufopferndster Pflege am 25. August 1895 dahinraffte. Schriften: „Gegen den Strom“, Gedichte, 4 Aufl.; „Reformationsbilder“, Lutherfestspiel; „Aus Deutschlands Trauertagen“, Gedichte; „Von der Drei-Kaiser-Ecke“, histor.-geogr. Skizze; „Verlorenes Leben“, modernes lyrisches Epos und mehrere einaktige Lustspiele.

Marie Kern ist eine echte Oberschlesierin. Als dritte Tochter des Fabrikbesizers Kern zu Nicolai geboren, hat sie ihre ober-schlesische Heimath nur verlassen, um in Brieg die Gewerbeschule zu besuchen. Seitdem lebt sie still und friedlich in ihrer Vaterstadt, geschätzt wegen ihren ansprechenden dichterischen Leistungen, die sie freudig in den Dienst nicht nur ihres Freundeskreises, sondern auch der Oeffentlichkeit stellt.

A. Oskar Klaußmann ist am 11. Mai 1851 in Breslau geboren, kam 1856 mit seinen Eltern nach Oberschlesien und verlebte hier seine Jugend bis zum Beginn der Studien- und Militärzeit. Klaußmanns Eltern wohnten zuletzt in Schoppinik-Rosdzin. Seinen ersten Schulunterricht genoß A. auf der Rektorschule zu Myslowitz, nach Abolvierung derselben besuchte er die Gymnasien zu Gleiwitz und Beuthen und bezog dann die Universität Breslau, um Naturwissenschaften für die höhere Berg-Karriere zu studieren. Im Kriegsjahr 1871 trat Klaußmann als Einjährig- Freiwilliger im Elisabeth- Garde =

Grenadier = Regiment in Breslau ein, wurde aber beim Friedensschluß zur Fortsetzung seiner Studien entlassen. Den Rest des Freiwilligen = Jahres diente er später (1877) bei den Füsilieren des 83. Inf. = Reg. in Oppeln ab. Von 1872 sehen wir Klaußmann wieder in Oberschlesien in den ersten Stadien seiner schriftstellerischen Thätigkeit als Redakteur der „Oberschlesischen Grenz = Zeitung“ in Weutßen und 1874 als Herausgeber des Oberschles. Wochblattes „Paprika“. Im Jahre 1875 erhielt Klaußmann einen Ruf als Redakteur der Schles. Presse nach Breslau und 1879 nach Berlin als Spezialberichterstatler des „Berliner Tageblatt“. Dr. Strousberg engagirte Kl. hierauf als Redakteur an das „Kleine Journal“, doch kehrte er 1887 als Redaktions = Assistent zum Berl. Tagebl. zurück, um eine Jahr später die zweite Chefredakteur = Stelle bei den „Berl. Neuesten Nachrichten“ anzunehmen. Im Jahre 1883 erfolgte Klaußmanns Uebertritt von der Journalistik zur Schriftstellerei und seit dieser Zeit ist er fast ausschließlich für die großen belletristischen Blätter thätig. Für diese machte er von 1884 — 88 Studien bei der Berliner Kriminalpolizei und große Reisen durch ganz Deutschland, nach Wien und Budapest, durch Bosnien und die Herzegowina. Klaußmann, welcher seit 1881 mit einer Berliner Lehrerin verheirathet ist, lebt jetzt als Schriftsteller in Charlottenburg bei Berlin.

† **C. Klinge** wurde zu Geseß, Kreis Reiffe am 1. November 1867 als Sohn eines Schmiedes geboren. Derselbe besuchte das Seminar in Ziegenhals, war 1886 — 88 Hauslehrer in Italien, amtierte seitdem in Ofseg, Würben (Kreis Grottkau) und ist jetzt in

Nesselwitz, Kreis Rosel. Derselbe schreibt hochdeutsche und Dialekt-Gedichte, Novellen und Kritiken und veröffentlichte 1893 eine Sammlung Liebesgedichte unter dem Titel „Liebeswonne“ bei Robert Claußner, Leipzig. 1896 „Bunte Reihe“, Pierson's Verlag, Dresden.

† **Oskar Kobel**, ebenfalls Lehrer, wurde 1868 zu Sommerfeld Kreis Kroffen geboren und besuchte das Schullehrerseminar zu Ober-Glogau. Seine erste Anstellung als Lehrer vertretungsweise erhielt K. zu Reiffe und ist seit dem 1. April 1890 Lehrer in Liegnitz. Seine Sommerferien benutzte K. bis jetzt stets zu Reisen in's Ausland.

Heinrich Lee (Pseudonym für Heinrich Landsberger) ist am 24. Juni 1862 in Hirschberg i. Schl. geboren, besuchte das dortige Gymnasium, verzog dann mit seinen Eltern nach Breslau und kam auf das dortige Magdalenäum. Später trat L. als Cleve in ein Bankgeschäft, ging dann nach Berlin, wo er den Kaufmann an den Nagel hing, um die Universitäten in Berlin und München zu besuchen. Im Jahre 1887 erschien seine erste Arbeit bei Hallberger in Stuttgart. Von München kehrte L. nach Berlin zurück und lebt dort ausschließlich von seinen litterarischen Arbeiten. Die ersten größeren Bühnenerfolge erzielte L. mit dem fünfsaktigen Lustspiel „Das Examen“. Seitdem ist er hauptsächlich als dramatischer Schriftsteller thätig, doch hat er kürzlich auch eine neue Novellensammlung „Baccarat“, bei Hugo Steinig in Berlin herausgegeben, sowie mehrere Romane.

Joseph Lompa war Lehrer in Boischnik und gab mehrere Schriften in Poesie und Prosa heraus,

die aber nicht mehr zu erlangen waren, nur einige von ihm gesammelte ober-schlesisch = polnische Sprichwörter konnten wir mittheilen. Dieselben sind einer 1858 erschienenen, 36 Seiten starken Sammlung entnommen.

Margarethe Löwe, geb. 15. Juli 1859 in Ober-Glogau als Tochter des nachmals in Myslowitz, Ober-schlesien verstorbenen Baumeisters Löwe, genoss ihren ersten Unterricht in der höheren Töchterschule der letztgenannten Stadt, ihre weitere wissenschaftliche, sprachliche und musikalische Ausbildung in Breslau und Berlin. Sehr früh entwickelte sich in ihr neben einem ungewöhnlichen Sprachtalent, welches durch eine allen Schwierigkeiten spottende Energie unterstützt wurde, ein eigenartiges dichterisches Talent. Schon 1878 erschienen ihre erste litterarischen Arbeiten in der „Schles. Presse“ und „Breslauer Zeitung“. Im Jahre 1880 veröffentlichte sie in dem „Kleinen Damen-Journal“, im „Bazar“, der „Gartenlaube“ und anderen Blättern eine Reihe novellistischer Aufsätze und eine große Anzahl Gedichte, während sie zugleich einen großen Roman bearbeitete, welcher das Leben des ober-schlesischen Zinkkönigs Godulla und die mit diesem eigenartigen Lebensschicksal in Verbindung stehende Geschichte der Gräfin Schaffgotsch zum Gegenstande hatte. Noch im Jahre 1880 erschien das erste Kapitel dieses Romans als abgeschlossenes Feuilleton in der „Breslauer Zeitung“ unter dem Titel „Godulla“. Derselbe erregte in allen litterarischen Kreisen der Provinzial-Hauptstadt berechtigtes Aufsehen. Leider sollte dieser Roman, auf welchen man mit Recht gespannt war, seine Vollendung

nicht erleben, denn bald fing die mit Leidenschaft ihrem Berufe ergebene junge Dichterin, inolge allzugroßer geistiger Ueberreizung zu kränkeln an, um nicht wieder zu genesen. Am 28. Dezember 1883 endete ein Lungenschlag das junge viel versprechende Leben dieses hoffnungsvollen Mädchens an der Schwelle großer Erfolge, die ihr die Zukunft nicht vorenthalten haben würde.

Emil Walther Nowag ist am 4. August 1870, am Tage von Weissenburg, als Sohn eines Maurermeisters in Ohlau geboren. N. besuchte zunächst das Friedrichs-Gymnasium in Breslau, später die Realschule, um den Beruf seines Vaters zu ergreifen, widmete sich aber nach dem Tode desselben dem Kaufmannsstande und war erst Buchhalter in einem Versicherungsbureau, dann französisch-englischer Korrespondent in einem technischen Geschäft. Seit 1891 lebt N. in Oberschlesien und bekleidet seitdem einen Korrespondenten-Posten bei der Aktien-Gesellschaft Oberschles. Kokswerke und Chemische Fabriken in Gleiwitz.

Dr. Max Ring. Zu den bekanntesten Roman-schriftstellern der Gegenwart gehört Dr. Max Ring, der am 22. Juli 1817 in Zauditz bei Ratibor als Sohn eines Landwirths geboren wurde. Durch Privatlehrer vorbereitet, besuchte Max Ring die Gymnasien zu Ratibor und Oppeln und studierte in Breslau und Berlin Medizin, sich schon als Student mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigend. Nach Ablegung des Doctor- und Staatsexamens ließ sich Max Ring zunächst in Pleß, später in Gleiwitz als praktischer Arzt nieder. Die große Typhusepidemie

des Jahres 1847, aus welcher Zeit auch die uns von Herrn Dr. Max Ring gütigst zur Verfügung gestellten fünf Gedichte stammen, gab dem jungen Mediziner Gelegenheit, sich um das Gemeinwohl verdient zu machen und selbst die Anerkennung der Regierung zu erwerben. Die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 veranlaßte den Dichter, nach Breslau und später nach Berlin überzusiedeln, wo der greise Roman-
schriftsteller, hochgeehrt von allen litterarischen Kreisen, nur seiner Familie und seinem erfolgreichen litterarischen Schaffen lebt. Von seinen vielen Romanen spielen verschiedene auf oberschlesischem Boden. z. B. „Ein verlorenes Geschlecht“, welcher spannende Roman die Familien-
Tragödie der Fürsten Sulkowski zu Słupna bei Myslowitz behandelt.

Emil Rittershaus war kein Schlesier, seine Wiege hat im Wuppertal, in Barmen gestanden, wo er 1834 geboren wurde, aber wie für alle Nothleidenden und Gedrückten hat er auch dem meist von Nothstand schwer heimgesuchten oberschlesischen Volke seine warme Theilnahme bewiesen. Das hier mit Erlaubniß des Dichters abgedruckte Gedicht „Für Oberschlesien“ erschien im Jahre 1880 als Ausruf zu milden Beiträgen für die nothleidenden Bewohner Oberschlesiens, für welche der ganze Ertrag des Gedichtes bestimmt wurde. Darum gebührt dem Dichter wie dem Gedicht wohl ein Ehrenplatz in dem Dichterbuch Oberschlesiens. Der Dichter starb, vom ganzen deutschen Volke betrauert, in diesem Frühjahr.

Dr. Julius Rogor gebührt das Verdienst, 500 polnische Volkslieder der Oberschlesier gesammelt und bei Skutsch in Breslau herausgegeben zu haben. Rogor,

geboren 28. Februar in Niederstößingen in Württemberg, war 17 Jahre Arzt in Oberschlesien, herzogl. Hofrath und Leibarzt in Rauden. Er starb am 7. Januar 1865 auf der Jagd, vom Schläge getroffen.

Johannes Ronge, geb. 16. Oktober 1813 in Bischofswalde, wirkte in Grottkau, Oberschl. von 1840—42 als Kaplan, wurde 1843 in Folge einer Schrift suspendirt und begab sich nach Laurahütte, wo er als Hauslehrer thätig war. Seiner damaligen Stimmung giebt das auf Seite 176 mitgetheilte Gedicht Ausdruck. Von hier aus richtete er 1844 seinen offenen Brief an den Bischof Dr. Wilhelm Arnoldi in Trier wegen Aushängens des „ungenähten heiligen Rockes“, der s. Z. ungeheures Aufsehen erregte und die Veranlassung zur Gründung verschiedener deutsch-katholischer Gemeinden war. Im Jahre 1848 betheiligte sich Ronge an der revolutionären Bewegung und wurde flüchtig. Er starb nach längerem Aufenthalt in London am 26. Oktober 1887 in Wien, ohne daß es ihm gelungen wäre, die deutsch-katholische Bewegung wieder recht in Fluß zu bringen.

† **Ludwig Sittensfeld**, am 15. Dezember 1852 in Diegnitz geboren, lebt seit 1864 mit einiger Unterbrechung in Breslau. Derselbe war bis 1894 Kaufmann, gab aber dann sein Geschäft auf und widmet sich jetzt nur litterarischer Thätigkeit als Feuilletonist und dramatischer Schriftsteller. S. ist auch Redakteur der Monatsblätter des Vereins Bresl. Dichterschule und seit 1895 Mitbesitzer und Redakteur der „Breslauer Gerichtszeitung“. Eine Anzahl seiner Stücke ging mit Erfolg über die Bühnen.

Friedrich von Sallet ist am 20. April 1812 in Meisse geboren. Sein Vater starb, als der Sohn kaum zwei Jahr alt war. Als seine Mutter zum zweiten Male heirathete, kam der Knabe 1816 nach Breslau, wo er seine Jugend bis zum Eintritt in das Kadettencorps zu Potsdam (1824) verlebte. Später kam Sallet in das Kadettencorps zu Berlin, wurde 1829 Offizier, aber wegen einer Satyre auf das Militär zu zehn Jahren Festung verurtheilt, doch wurde dieses Urtheil durch die Gnade des Königs in eine zweimonatliche Festungshaft umgewandelt. Nach Verbüßung derselben widmete sich der Dichter mit großem Eifer wissenschaftlichen Studien und trat nach drei jährigem Besuch der Kriegsschule zu Berlin 1837 wieder in das Regiment ein, um jedoch den militärischen Dienst bald wieder für immer zu verlassen und sich in Breslau ganz seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Im Jahre 1841 verheirathete sich der Dichter, doch war ihm kein langes Eheglück beschieden, denn schon nach zwei Jahren, 1843 raffte ihn im jugendlichen Alter von 32 Jahren zu Reichau bei Nimptsch ein Lungenleiden hinweg. Am bekanntesten machten seinen Namen seine Gedichte und sein Laienevangelium.

Paul Speier, geb. 3. Februar 1851 in Breslau wurde nach Absolvierung der Schulzeit Volontär in einem Expeditionsgeschäft und ging, 19 Jahre alt, als Korrespondent und Buchhalter, nach Kattowitz, wo er bereits mit 21 Jahren ein eigenes Geschäft begründete. Die Berg- und Hüttenindustrie erregte sein lebhaftes Interesse und gab die Anregung zu seiner Thätigkeit als Montanschriftsteller, als welcher

er sich bald in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat. Auch das Feuilleton hat Sp. mit Erfolg behandelt. Seine Aufsätze „Im Irrenhause“, „Reisebriefe aus der Tatra“ etc., welche in schlesischen Zeitungen erschienen, verbinden mit schwungvoller Sprache ein feines Empfinden.

Robert Schiering, geb. 5. März 1865 in Potsdam, widmete sich frühzeitig der journalistischen Laufbahn und war schon mit 21 Jahren Redakteur am „Beobachter“ in Alzey (Rheinhesen). Im Jahre 1893 kam Sch. nach Beuthen als Chef-Redakteur der „Oberschlesischen Grenz-Zeitung“, welche Stelle er noch jetzt bekleidet. Neben seiner journalistischen Thätigkeit ist Sch. auch litterarisch produktiv und Verfasser von Romanen, Gedichten etc.

† **A. Stanislas** ist Pseudonym für G. A. St. Schneider. Der Dichter ist am 7. November 1848 in Elsnig, Kreis Neustadt D.-S. geboren, besuchte die Neustädter Realschule, die er 1866 als Abiturient verließ, um zunächst nach Oesterreich zu gehen, wo er Hauslehrer wurde. Später aber widmete er sich dem Kaufmannsstande und ist seit 1867 in der Fabrik der Handelsgesellschaft S. Fränkel in Neustadt als Buchhalter thätig. Stanislas ist Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften und Verfasser mehrerer stimmungsvoller, poetischer Werke z. B. „Walzmärchen“, 1881, „Wandervögel“ (Nov.), 1882, und „Am Wege gepflückt“, 1884.

Karl Schall, Begründer der Breslauer Zeitung, ist am 24. Februar 1780 in Breslau geboren, wo er auch am 18. August 1833 gestorben ist. Das auf

Seite 262 mitgetheilte Huldigungsgedicht ist jedenfalls der Gräfl. Hendl'schen Familie gewidmet, für deren Haustheater Karl Schall mehrere Prologe und andere Festdichtungen geschrieben hat.

P. Schell, geb. 1873 in Breslau. Nähere Mittheilungen waren nicht zu erlangen.

Viktor Tomaszewski ist am Weihnachtstage 1872 zu Prerau in Mähren geboren. Eine Heimat hat er in seiner Jugend nicht gekannt, denn da sein Vater als Civilingenieur seinen Aufenthalt oft wechselte, so befand sich V. mit seinen Eltern bald in Prerau, bald in Wien, Breslau, Nippes, Köln, Posen, Danzig etc. In letzterer Stadt verließ V. die Obersekunda des dortigen Gymnasiums, um sich der kaufmännischen Laufbahn zu widmen, doch starb um diese Zeit sein Vater und V. kam zu Verwandten nach Oberschlesien, wo ihn bald der Bergmannsberuf derartig anregte, daß er sich demselben zu ordnen beschloß. Nach zweijähriger Anfahrzeit besuchte V. die Bergschule zu Tarnowitz, absolvierte dieselbe mit bestem Erfolg und fand sofort auf der Cleophasgrube bei Rattowitz Stellung als Steiger und somit in Oberschlesien die lange entbehrte Heimath.

† **Alfred Tschörner** ist im Jahre 1854 in Breslau als Sohn eines Eisenbahnzugführers geboren und besuchte daselbst die Realschule zum Heiligen Geist, die er 1868 mit der Reise für Tertia verließ, um in die fürstliche Küche zu Pleß als Kochlehrling einzutreten. Nach absolvirter Lehrzeit kam V. zur Schwägerin des Fürsten, Baronin v. d. Decken, nach Berlin und später nach deren Wohnsitz in Mecklenburg. Hier in der Einsamkeit und Stille

eines ritterschaftlichen Landgutes benutzte L. seine freie Zeit, um die Klassiker, soweit er sich in ihren Besitz zu setzen vermochte, zu lesen und hier begannen seine ersten poetischen Versuche. Im Frühjahr 1874 trat L. in Schwerin freiwillig bei der ersten Batterie des dortigen Artillerieregiments ein. Nach erledigter Dienstzeit ging L. im Oktober 1876 wieder nach Schlessien zurück, die Stellungen, die er hierauf in seinem Beruf inne hatte, führten ihn nach Wien, verschiedenen Gegenden Schlesiens, Pommern u. s. w. Seit 1881 ist L. in Stellung bei dem Grafen zu Dohna-Rosenau.

Dr. jur. K. N. W. Uchner (Pfl. Chrufen) wurde am 30. Mai 1834 zu Wittenberg geboren, kam er bereits im Alter von zwei Jahren nach Ratibor, wohin sein Vater als Oberlandesgerichtsrath versetzt wurde. U. besuchte das Gymnasium zu Ratibor und widmete sich ebenfalls dem Studium der Rechte in Leipzig, Heidelberg und Berlin. In Jena wurde er zum Doktor beider Rechte promoviert und dann Referendar in Ratibor. Nachdem er hierauf in verschiedenen Orten als Gerichtsassessor fungiert, wurde er Kreisrichter in Rosenberg und später Kreisgerichtsrath in Duppeln, wo er noch jetzt als Amtsgerichtsrath a. D. lebt. Er schrieb verschiedene Dramen, ein erzählendes Gedicht „Der letzte Minnesänger“, eine Novelle in Versen: „Pflingstfahrt“, Sizzenbuch in Versen etc.

Max Waldan (Pseudonym für Richard Georg Spiller v. Hauenschild) wurde am 23. November 1825 in Breslau geboren, kam aber schon in früher Jugend nach Oberschlesien, wo er in Ratfcher von

seinem Großvater erzogen wurde. Derselbe ließ ihn erst von einem Geistlichen unterrichten, um ihn dann auf verschiedenen Gymnasien für die Universität vorbereiten zu lassen. Nach Absolvierung der Gymnasialstudien besuchte Waldau zunächst die Universität Breslau, wo er erst Jura studierte, später widmete er sich der Philosophie und errang in Heidelberg die Doktorwürde. Nach größeren Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich und Belgien beschloß der Dichter im Jahre 1848, da ihm die diplomatische Laufbahn unter den damaligen Verhältnissen nicht zusagte, die Verwaltung seines Gutes Tschaidt bei Bawerwitz in Oberschlesien selbst zu übernehmen. Leider war dem strebsamen, hochbegabten Dichter keine lange Lebenszeit beschieden. Schon am 20. Mai 1855 raffte ihn der Typhus im jugendlichen Alter von 30 Jahren hinweg. Seine hervorragendsten Werke sind: „Blätter im Winde“, Gedichte, 1848; „Canzonen“ 1850; „Nach der Natur“, lebende Bilder aus der Zeit.

Hugo Weber-Rumpe, geb. den 11. Oktober 1849 in Breslau, lebt daselbst als Schriftsteller und Herausgeber der Unterrichtsbriefe für Mnemotechnik, welche er seit 1879 durch Vorträge in den verschiedensten Städten Deutschlands wieder populär gemacht hat. Weber-Rumpe war erster Buchhalter und Prokurist der Bismarckhütte in Oberschlesien. Als Dichter ist Weber-Rumpe Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften.

† **Karl Wilhelm**, (Pseud. für R. W. Michler), ist am 12. Mai 1863 im Schlachtort Mollwitz als der Sohn eines Bauergutbesizers geboren. Mit seinem 12. Jahre kam er auf die Königl. Gewerbe-

schule in Brieg, die er nach 1 $\frac{1}{2}$ jährigem Besuch verließ, um sich dem Lehrerberuf zu widmen. Nach 2 $\frac{1}{2}$ jährigem privaten Vorbereitungsunterricht wurde Karl Wilhelm in das Königl. Seminar in Kreuzburg aufgenommen und 1884 nach bestandener Abgangs-Prüfung als Hilfslehrer an die v. Grottomsky'sche Erziehungsanstalt in Lubliniz berufen. Gegenwärtig ist K. W. Lehrer an der evangelischen Schule in Deutsch-Kasselwitz. Derselbe widmet sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der schlesischen Dialekt-Poesie. Seine ersten eigenen Produktionen auf diesem Gebiet kamen in der „Breslauer Gerichts-Zeitung“ zum Abdruck und fanden eine sehr beifällige Aufnahme, ja sogar die Anerkennung des Meisters schlesischer Dialekt-Dichtung, Max Heinzl. Die militärischen Uebungen gaben K. W. reiches Material für die Dialektgedichte, die er in seinem Buche „U der blooen Jacke“ erschienen ließ. „Suldoatenliebe“ und „Landwehr“ sind zwei Proben dieser Sammlung.



Im Verlage von G. Siwinna, Kattowitz,
ist ferner erschienen:

Von der
Drei-Kaiser-Ecke
in Oberschlesien.

Historisch-geographische Skizze
von

Preis 0,60 Mk.

Hugo Regel.

Preis 0,60 Mk.

Aus einer
oberschlesischen
Kleinstadt.

— Skizzen —

von

CARL RENSCHILD.

Preis 1,— Mark.

Chronik der Stadt Kattowitz

im Auftrage des Magistrats bearbeitet von
Professor Dr. Hoffmann.

Eleg. in Leinen gebunden 5,— Mk. * Broschürt 4,— Mk.

Im Verlage von G. Siwinna, Kattowitz,
ist ferner erschienen:

Normann - Steinmann

Deutsche Geschichte

von der Urzeit bis zur Gegenwart.

In Leinwand gebunden. Preis 4,— Mk.

Normann - Steinmann

Bilder

aus der deutschen Geschichte.

In Leinwand gebunden. Preis 2,— Mk.





Druck und Verlag von G. Eivina



Kattowik D.-S.



Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000615211



I 134998

duplet